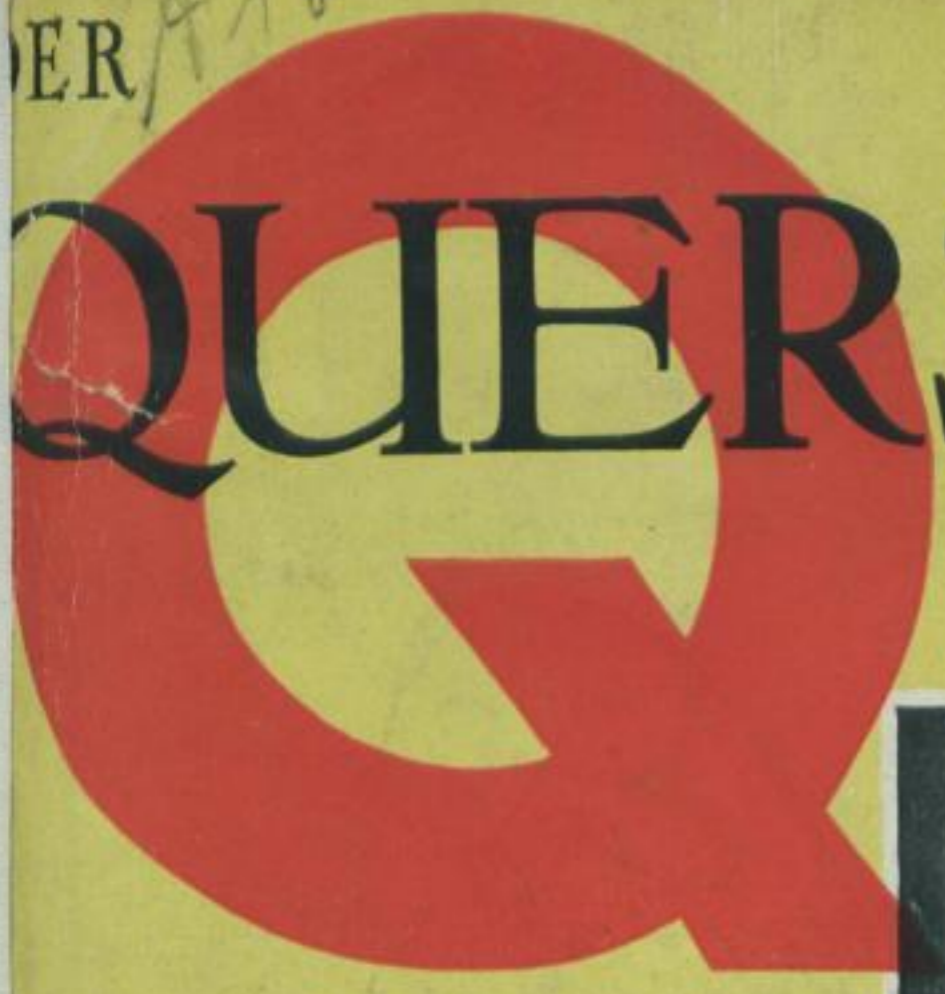


ER 10

NEUER PREIS
1.20 M

QUERSCHNITT



Ende März 1932



XII. Jahrgang / Heft 3
PROPYLAEN-VERLAG



ist der Empfang.

Hunderterlei tönt aus dem Lautsprecher, und das von einer Unzahl von Sendern! Wer da noch durchfinden und immer das Schönste heraushören will, braucht die Funk-Zeitung mit übersichtlichsten Europa-Programmen, die

Sieben Tage

Jeden Freitag neu für 20 Pfennig. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler, Ihrem Postamt oder durch den Verlag Ullstein, Berlin SW 68.

**EMPFEHLENSWERTE
HOTELS UND RESTAURANTS
IN FRANKREICH**



CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous inter-
national des artistes.

Ouvert toute la nuit!

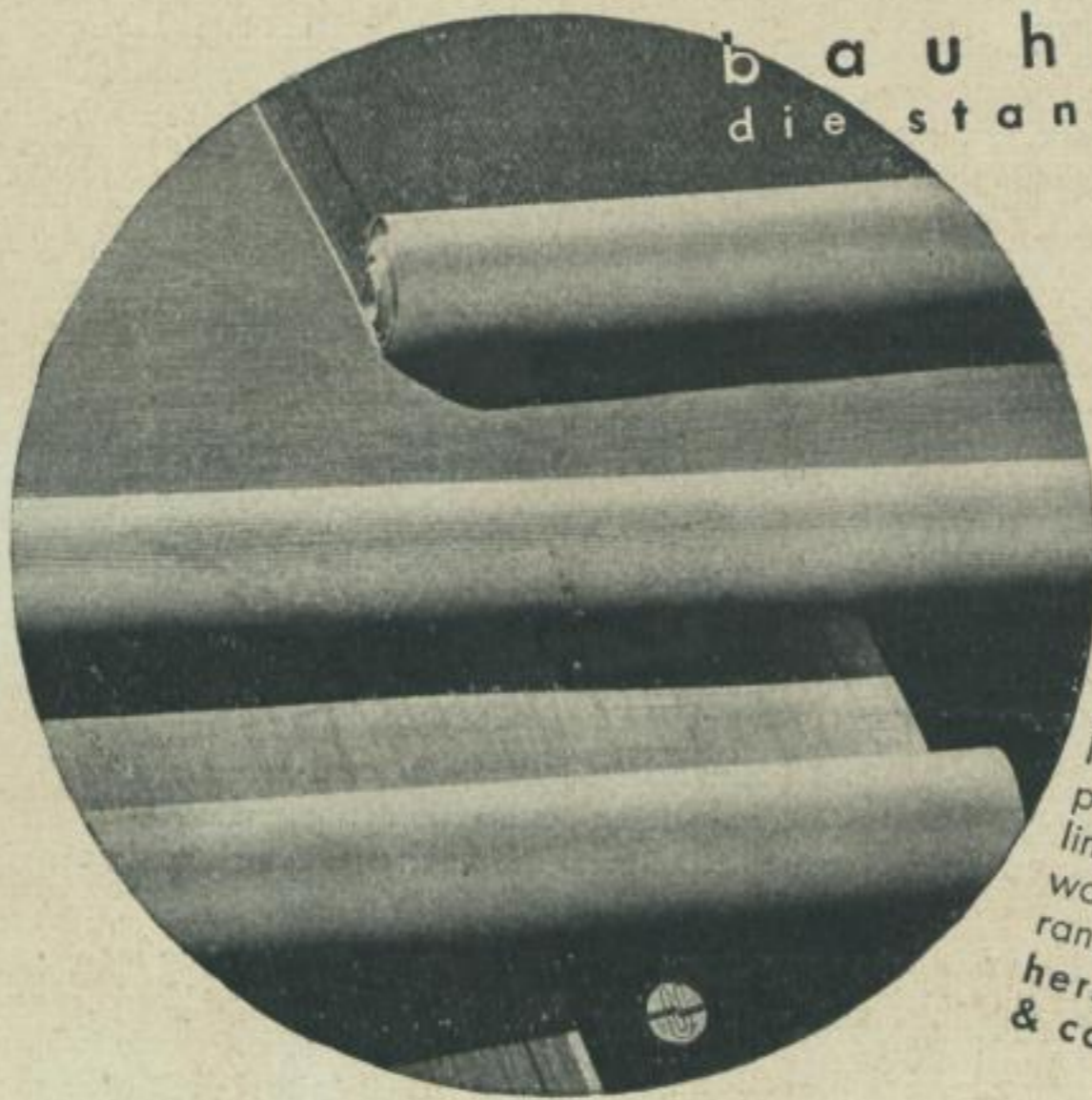
RESTAURANT

BOSC

Paris, 135, Avenue Malakoff
(Porte Maillot), am Eingang
des Bois de Boulogne.

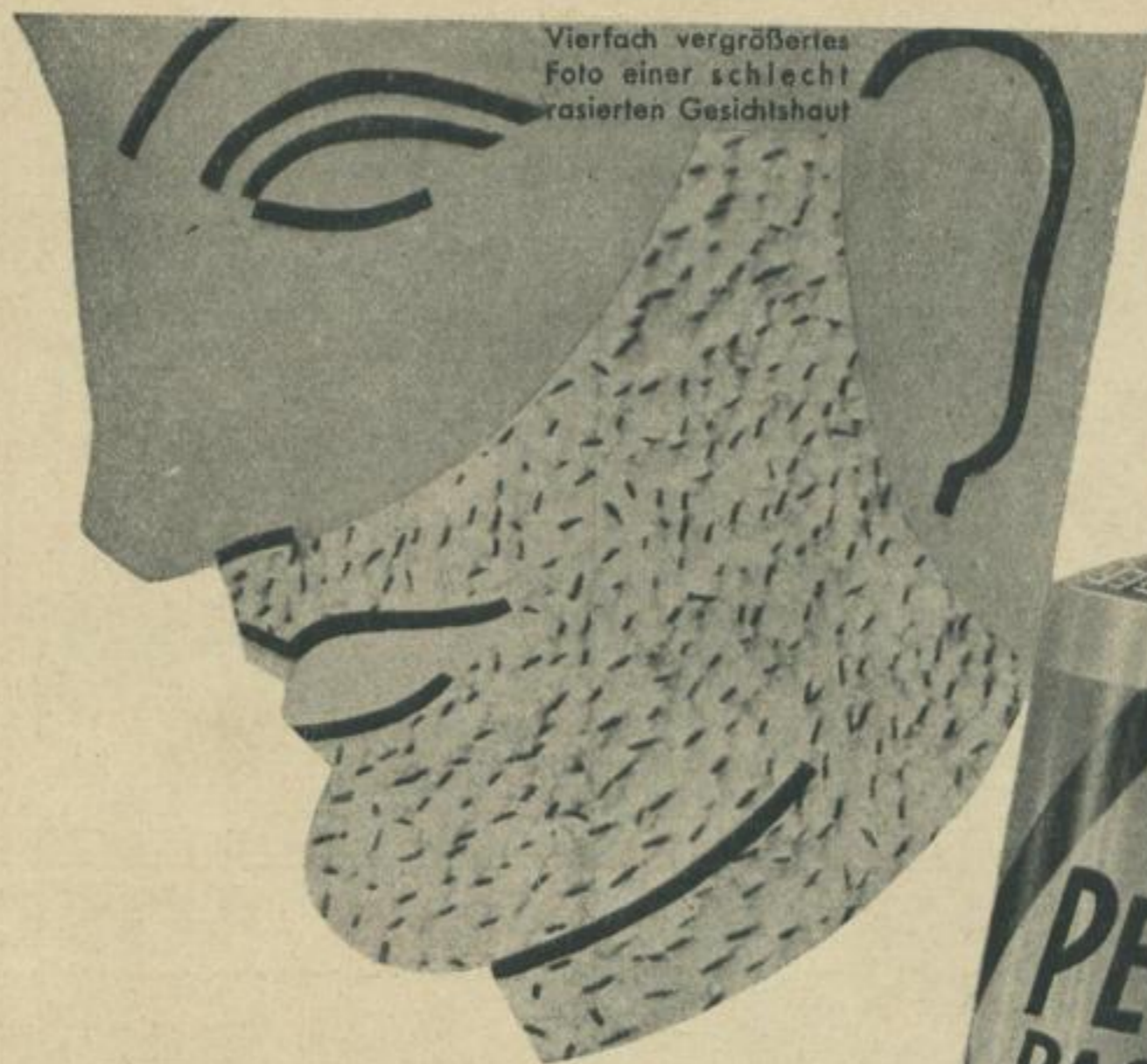
Vorzügliche Küche, gepflegte
Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde,
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



b a u h a u s 3 2
die standardtapete

lassen sie sich von
ihrer tapetenhand-
lung das blaue und
gelbe bauhausbuch
32vorlegen. 250 farb-
töne. moderneruhige
musterung, i.g. farben
90 g. p. qm schweres
papier, preise von
rm 0.63 bis 1.38 p.
rolle. ausgezeichnet
auf der deutschen
bauausstellung ber-
lin mit dem ehren-
preis der stadt ber-
lin. nur echt mit dem
wort „bauhaus“ am
rande jeder rolle.
hersteller: rasch
& co., bramsche



Vierfach vergrößertes
Foto einer schlecht
rasierten Gesichtshaut

Ihr Gesicht ist kein Stoppelfeld!

Das ist eine Selbstverständlichkeit für jeden Mann, der weiß, was er seinem Aussehen schuldet. Der beste und billigste Weg zu einer seidenweichen und glatten Gesichtshaut ist eine Rasur mit „Peri Rasier-Crème“, die das Rasieren in jeder Jahreszeit zu einer Wohltat macht.

Peri Rasier-Crème ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit Peri Rasier-Crème ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne **PERI-Klinge** DRGM zu **20 Pf.** Der Bart wird geradezu weggewischt.

PERI RASIER-CRÈME jetzt Tube zu 50 Pf. Große Tube — herabgesetzter Preis — M 1.25. Inhalt jetzt über 11 % größer, also insgesamt 20 % billiger. Die alte Rasierseife können Sie zum Waschen benutzen.

PERI RASIER-CRÈME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A.M., PARIS, LONDON



DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang

Berlin, Ende März 1932

Heft 3

INHALT

<i>Aldo Dami</i> : Damit wir uns verstehen!	157
<i>M. Aldanov</i> : Poincaré in der Pariser Wochenschau .	165
<i>Emmanuel Berl</i> : Der Bourgeois und die Liebe . .	166
<i>N. N.</i> : Der Herzensroman im Liebesbriefsteller . .	173
<i>Máximo José Kahn</i> : Spanien übt für die Ehescheidung	177
<i>Jean Assas</i> : Métro	180
<i>Léon-Paul Fargue</i> : Aus der Droschken-Zeit	181
<i>Paul Frischauer</i> : Der Lausbub Beaumarchais . .	185
<i>F. v. Spaun</i> : Herr v. Goethe ist ein schlechter Versifex	192
<i>Albert Ehrenstein</i> : Chinesische Lieder	195
<i>Rochus Aper</i> : Ernst Thälmann, genannt Teddy . .	196
<i>Toddy</i> : Fingerzeige für Untersuchungsgefangene .	199

Marginalien:

Franz Pühringer: Abbitte ans Schneeglöckchen / *Emerich Seidner*: Warum haßt Josephine Baker ihre Heimat? / *Unter Aristokraten* / *Anton Kuh*: Pariser Aphorismen aus Budapest / *Erik Schaal*: Besuch bei James Ensor / *Durch die Tapete* / *Liebesbrief an ein Berliner Dienstmädchen* / *Manfred Georg*: Der gedoppelte Othello / *Gertrud Isolani*: *Jean-Jacques Bernard* oder *Das Theater des Schweigens* / *Oberprimanerinnen über Goethe* / *Ottomar Starke*: Wie sah Goethe eigentlich aus? / *Roda Roda*: Mein Lebenslauf / *Walter Tappe*: Kollektiv und Geldgeber / *Bücher- und Schallplatten-Querschnitt*

Auf dem Umschlag die Schauspielerin Annabella,
Foto von Horst-Paris

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

1*

KUNST *und* AUKTIONEN



Versteigerung April 1932: Aus Sammlungen
Mittelrheinischer Standesherrn
der Schlösser zu B., H. und L.

HUGO HELBING

Frankfurt am Main

Gemälde alter Meister

**GALERIE
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister

GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

**KUNST-
UND
GEWERBESCHULE**

MAINZ

**VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN**

*Kurorte
Hotels
Pensionen*

in reicher Auswahl
Reise und Wanderung
Mittwoch-Beilage der

*Vossischen
Zeitung*

Berlin SW 68 Ullsteinhaus



Ernst Graef

Bierstreik in Berlin.

— Kaffee ist ja ein ganz seriöses Getränk, aber es macht mich niederträchtig nüchtern . . .

Damit wir uns verstehen!

Parlament und Politik in Frankreich

Von

Aldo Dami

In seinem Buch „Gott in Frankreich?“ (leider nicht, wie die Franzosen übersetzten, „Dieu est-il Français?“ betitelt) vertritt Friedrich Sieburg die, freilich schon alte, Theorie von der dynamischen Unruhe, der reformatorischen Artung Deutschlands, das stets auf die Stimme seiner Jugend höre, immer wieder alles in Frage stellen, alle Werte umwerten will — Frankreich aber ist dann das Land des Gleichmaßes und Gleichgewichtes, unverändert seit langem, gewitzigt, gehorsam der Stimme seiner Alten und nur leicht erzitternd, sooft sich seine Finanzen schlecht befinden. Frankreich ist so eine Art Kugel, in sich selbst geschlossen und

autarkisch, dem Ausland mit Bewußtsein verschlossen und mit ihm unbekannt. Das Volk Frankreichs lebt in glücklicher Wohlhabenheit von seinen Renten, es ist darum konservativ wie jedes Rentnervolk. Es stehen dort immer einige Interessen zusammen gegen alle keimende Reform — das Interesse irgendeiner Landschaft z. B. — Darum geschehen hier Änderungen immer per saltum, auf revolutionärem Weg.

Einiges an dieser Theorie ist richtig, und die gegenwärtigen Ereignisse in Frankreich und Deutschland wie der Zustand der französischen Politik scheinen sie zu bestätigen. In Frankreich schichten sich die Parteien, von den Kommunisten abgesehen, noch nicht nach den Klassen; der doktrinäre Idealismus beharrt hier auf seinen unverrückten festen Grundlagen, welche ihm die große Revolution gegeben, und er steht den Interessen nicht selten entgegen. Der Franzose kämpft für — eigentlich gegen — Ideen, genau gesagt, gegen die Gespenster vergangener Ideen, die sich in den Lebenden verkörpern. Der Deutsche hingegen kämpft in einer Interessengruppe unter der Fahne einer Idee. Schon an der deutschen Proporzwahl zeigt sich, wie wenig doch der Politiker als Individuum, als Mensch, in der deutschen Politik zählt. In Frankreich ist Painlevé von Leuten gewählt worden, denen er sich niemals gezeigt hat, auf das bloße Ansehen seines Namens hin ist er „ihr Abgeordneter“ geworden. Kein deutscher Bauer aber wählt jemals anders als aus dem Gesichtspunkt der Verheißungen seiner gebundenen Liste.

Das soll nicht heißen, daß wirtschaftliche und sonstige Interessen nicht ihre bedeutende Rolle in der französischen Politik spielten. Aber die Wirtschaft wirkt hier mehr negativ, sie verhindert, sie schafft die Reformen nicht. In Frankreich haben die Ideen ihre Verwirklichung überlebt oder doch wenigstens die Tatbestände, durch welche sie entstanden und zu ihrer Zeit notwendig gewesen sind. Im XIX. Jahrhundert kämpfte man noch überall für und gegen das Königtum und die Kirche, zu einer Zeit, wo die soziale Fragestellung „Kapital oder Arbeitskraft“ schon weit über die Frage: Monarchie oder Republik, Klerus usw. hinausgewachsen war. Und noch heute, im XX. Jahrhundert, ist das hier so, obgleich es eigentlich keine Royalisten und auch keinen Pfarrer mehr gibt, der etwas im Staat zu sagen hätte. Es geht immer noch um die „Republik“ und um ihre „Rettung“, um den „Zusammenschluß“ der Republikaner, und dabei ist die Republik seit Jahrzehnten nicht mehr in Frage gestellt. Nur die Parteien benennen sich gern noch nach ihrer heroischen Zeit der Kämpfe gegen einen damals mächtigen Gegner, sie alle sind „Linke“. Die einzigen unter ihnen, welche die Bezeichnung „Republikanisch“ abgeschafft haben, sind die schlicht „Radikalen“, die Sozialisten und natürlich die Kommunisten. Die linke Fahne „tarnt“ also die heutige Rechte der Kammer.

Begreiflicherweise verstehen die Ausländer nichts von dieser paradoxen Innenpolitik. Auch sind die Worte selber veraltet — das Adjektivum „radikal“ ist zu einem Substantiv ohne einen Anhalt geworden, es hat auch noch die Entwicklung — in diesem Falle leider nicht Beharrlichkeit — seines Gegenstandes mitgemacht. *Radikal* heißt heute geradezu: zugehörig zu einer *Mittelpartei*, weil die Bedingungen des doktrinären Wahlkampfes auch weiterhin die fortgesetzte Anlehnung an die linken Nachbarn erfordern. Man muß also zum Beispiel einen Deutschen jedesmal darüber aufklären, daß ein „Radikalsozialist“ in Frankreich nur ein

sogenannter Radikaler mit einigem sozialen Einschlag ist, keineswegs ein extremer Sozialist. Und nun gar die Schwierigkeit, daß die radikale „Linke“ rechts von den „Radikalen“ stimmt, und welche Unterschiede — gibt es solche wirklich? — die „Linksrepublikaner“ von der Republikanischen Linken trennen, oder die Sozialisten von den „Sozialistischen Republikanern“ schlechthin und von den sogenannten „Sozialistischen Frankreich-Republikanern“.

Man muß darum dem Ausländer vor allem die vier Leit- und Grundsätze einer jeden französischen Politik einprägen (*Fournot* gebührt das Verdienst dieser Erkenntnis):

Daß, erstens, in Frankreich die Politik *Selbstzweck* ist, ein Spiel ohne Beziehung auf die Sache selbst; das souveräne Volk legt hier einfach seinen Herrscherwillen in die Hände einiger Leute, die dann sogleich nach den Wahlen zu reinen Politikern, zu Fachleuten werden, die z. B. Minister stürzen, ohne daß darum die politische Gesinnung des Landes sich im mindesten änderte.

Daß, zweitens, die Franzosen sich immer *gegen* — und niemals für — eine Sache erhitzen.

Daß, drittens, die „Rechte“ — wie immer benannt und zusammengesetzt — *niemals regierungsfähig* ist, d. h. die jeweils die Rechte bildende Gruppe.

Und endlich, daß die Parteien sich nicht durch positive *Programme* voneinander unterscheiden, sondern nur durch die *Emphase ihrer Ablehnungen*. Die Sozialisten, die gerade einen Gedanken aufgebracht haben, werden ihn sofort bekämpfen, sobald sie merken, daß die Rechtsparteien ihn sich zu eigen machen. Wichtig ist hier nicht der politische Gedanke, wichtig ist nur, daß man sein alleiniger Träger sei und daß man gute politische Freundschaft halte. *Es herrscht die Orthodoxie.*



Laszlo Meitner

— *Wie können Sie nur das Kino mit dem Theater vergleichen? Haben Sie dort auch diesen lebendigen Kontakt mit uns Künstlerinnen?*

★

Natürlich ist die Zeit auch für Frankreich nicht stehengeblieben, doch von einer Entwicklung kann man nicht so sehr sprechen als eben von einer Entfernung im Optischen. Die Parteien lösen einander einfach ab vor den stehengebliebenen Ideen. Der Kommunismus z. B. hält heute die alte revolutionäre Doktrin aufrecht, die der „bourgeois-gewordene“ Sozialismus immer mehr verläßt, je mehr er sich in der Kammer bewegt und dort das schrittweise erreicht, was die Umwälzung immer weniger notwendig macht. Und die Zeit arbeitet eben für die Linke. Dadurch, daß die ältesten Ideen jeweils verschwinden und die jedesmalige „Rechte“ mit ihnen, scheinen jene anderen nach rechts abzugleiten, die tatsächlich nur stehengeblieben sind. So sind die linken Republikaner heute zu einer Rechtspartei geworden, einfach darum, weil zu ihrer Rechten niemand mehr da ist. Die Marseillaise, das Umsturzlied noch von 1870, ist heute der Protest-Hymnus gegen die Internationale der Spätergekommenen. Der Jakobiner Clémenceau ist noch linksradikal im Jahre 1870 — fünfzig Jahre nachher ist er ein reiner Reaktionär gegenüber den Sozialisten. — Übrigens, sind nicht auch in Deutschland die studentischen Verbindungen, 1817 im Kampfe gegen den Absolutismus gegründet, heute bei recht unverändertem Charakter Rechtsorganisationen? Alles ist also Perspektive.

Dagegen leben die Namen fort, man ist eben ein konservatives Land. Man konserviert die Revolutionsmystik als Mittel zur Erhaltung und Bezeichnung des Bestehenden und dessen, was fortbestehen soll. Die „Große Revolution“, die „Menschenrechte“, der „Liberalismus“, alles das sind seit langem ebenso viele Anachronismen innerhalb einer von der neuen industriellen Revolution neu-revolutionierten Lage. Die Liberalen sind reine Reaktionäre, aber stolz bleiben sie weiterhin auf ihren revolutionären Ursprung aus dem Umsturz; sie wissen, daß dieser noch heute auf das Volk wirkt. Die Franzosen (d. h. die Politiker in Frankreich) retten die Republik einmal wöchentlich, die andern sechs Tage leben sie von ihr. Das Schlagwort *Republik* reicht für alles hin, nur nicht für sich selber. Darin hat Sieburg wohl recht: Frankreich hat die Revolution gemacht — um sie dann nachher in seinem Öl zu konservieren.

Natürlich bedeutet „Republik“ für die Linke heute nicht den bloßen Nichtbestand einer Monarchie; der Begriff wäre auch gar zu leer. Die Radikalen sind damit beschäftigt, die andern Republikaner, Leute vom reinsten Wasser der Republik-Gründer, zu Reaktionären zu stempeln. Den Radikalen ist die Idee der Republik eben eine solche des Fortschritts, die *res publica* immer an der Spitze der Situation. Aber sie klammern sich dabei an den Grundirrtum der sogenannten Menschenrechte, einer Erklärung, die ganz in der damaligen agrarischen, „physiokratischen“, Lage wurzelte. Sie glauben an den notwendigen Fortbestand von „Senat“ und „Präsidentschaft der Republik“, welches letztere Vorsitz-Organ Clémenceau bekanntlich für „ein Ding, so überflüssig wie die gewisse Vorsteherdrüse“ ansprach. (Clémenceau wollte freilich die Vergleichene erwerben, vielleicht als Ersatz für den Vergleichsgegenstand . . .)

In Frankreich ist bekanntlich nichts von Dauer als das Provisorium. Die Verfassung besteht noch heute aus zwei — einst durch eine Zufallsmehrheit einer einzigen Stimme und mit Hilfe der Monarchisten beschlossenen — Grundgesetzen. Die 1793 vom Wohlfahrtsausschuß als Augenblicksmaßnahme gedachte



Die Frauen und die Abrüstung

Alban



Vor einem politischen Plakat in Paris

Barnabys, London



Fanta
Max Gülstorff und Werner Krauß in Gerhart Hauptmanns Drama
„Vor Sonnenuntergang“ (Berlin, Deutsches Theater)



Associated Press
Unter französischen Generälen (Weygand und Walch)

"Vor Sonnenuntergang" (Berlin, Deutsches Theater)

Die Familie Napoleons in der Photographie



Elise Baccocchi, Schwester Napoleons I. (1806—1869)



Jérôme Bonaparte, Bruder des Kaisers



Gemälde eines Künstlers aus der italienischen Kolonie Erythraea



Ernst Thälmann (rechts) an der Spitze der Roten Frontkämpfer

allgemeine Zentralisierung besteht immer noch, nach 150 Jahren. Verwaltung und Behörden sind die Napoléons mit einigen Änderungen der Charte Ludwigs XVIII. Die Kammer wirkt, wie etwa das Geschworenengericht, in einem ganz anderen Sinne als dem ihres Ursprungs. Auf der Grundlage einer abwechselnden Macht-ergreifung zweier Gruppen ist sie heute zu einem Dogma, einem Selbstzweck geworden. Sie steht breit in der Mitte der Politik, und ihre Wirkung ist gleich Null. Die Staatsvertretung steht für den Staat. Wozu noch die Trennung der Gewalten bekämpfen, wenn es diese Trennung nicht gibt! Die Vertrauensfrage wird nur noch mißbräuchlich gestellt. Da sind lauter Splitter von Grüppchen, nicht einmal Parteien mehr, sie haben keine Front und kein Programm nach irgendwelcher Seite; sie bestehen aus bloßen Anhängerschaften.

Das ist noch nicht alles. Es gibt noch ganz andere Dinge. Trotzdem ist dies alles nicht gegen Frankreich gesagt. *Deutschland* weist nicht die offensichtlichen Gebrechen der französischen Politik auf. Die deutsche Politik wird ernsthafter und sachlicher getrieben, sie ist Zweck und Mittel zugleich: das Ziel ist die öffentliche Wohlfahrt. Man läßt den Ministern die Zeit zu Regierungsmaßnahmen, sie sind nicht das ständig gehetzte Wild, immer die Meute der Deputierten mit ihrer Vertrauensfrage hinter sich her. In Deutschland macht man neue Gesetze, in Frankreich redet man von solchen. Doch wie schön redet man immerhin! Die Franzosen, immer etwas begeistert und immer etwas rückständig dabei, sie lassen sich Zeit, das einmal klar Erfasste auch auszuführen, sie wissen, was sie von allem zu halten haben. Sie amüsieren sich selber über ihren Nationalfehler und sie erlauben, übrigens wohl als das einzige Volk in der Welt, dem Ausländer, hier mit einzustimmen, sogar in Frankreich selbst. In keinem andern Land kann man sich in so weiten Grenzen über das Bestehende lustig machen. In Frankreich ist alles zu sagen erlaubt. *Man weiß, daß hier Worte ohne Wirkung bleiben.*

★

Frankreich also hat sich nach seinem geschichtlichen Riesensprung zur Ruhe gesetzt — es verdaut in seinen fetten Wiesengründen. Indessen hat sich die Fragestellung in das Soziale verändert, die andern Völker sind Frankreich lange nachgefolgt, haben aber dann den toten Punkt für sich überwunden. *Rußland* und auch *Italien* — das aus andern Gründen als Frankreich zur Reform nicht fähig ist — haben jedes einen neuen Sprung getan, beide freilich auf ihrer eigenen Plattform, zugänglich beide nur unter bescheidenen Bedingungen. Aber auch *England* wie *Deutschland* kommen mit Vorsicht heran. Deutschland änderte — besserte sogar — seine Gesetzgebung ständig. England tat ein Gleiches — unter Wahrung der alten Formen; hier läßt man die Konservativen selber reformieren.

Deutschland ist heute ganz unstreitig Frankreich voraus. Schon 1860 etwa hat es dieses eingeholt. In manchen Dingen hat heute sozusagen das *Elsaß* Frankreich annektiert. Man nimmt, nach elsässischem Vorbild, Gesetze über Sozialversicherung an, wie sie das Reich Bismarcks schon vor dreißig Jahren besaß. Die Weimarer Verfassung wurde allerdings unter günstigeren, nämlich revolutionären, Umständen geschaffen als die französische, die ein Werk der Umstände ist; sie sieht darum auch den Volksentscheid, die Initiative und die Fortdauer der Volkssouveränität

wie der Kontrolle durch das Volk vor, außerdem das Frauenstimmrecht, die Verhältniswahl und eine Art von Wirtschaftsrat — lauter Einrichtungen, die Frankreich nicht besitzt. — Ob Frankreich überhaupt weiß, daß sein östlicher Nachbar ihm an Demokratie über ist? Es ahnt wohl auch nicht, daß eine Monarchie, die dänische, als erstes Land gänzlich abgerüstet hat.

Aber Deutschland ist noch in wichtigeren, weil allgemeineren Beziehungen voraus und bildet damit die Zukunft ab. In Deutschlands heutiger Lage werden über kurz oder lang die meisten Länder sein, denn die Welt bewegt sich eben in dieser Richtung. Nur, was wieder die politischen Realitäten betrifft, ist Frankreich ihm ebensowohl voraus wie zurück. Sehen wir uns diese ein wenig an. Zunächst sei festgestellt, daß Deutschlands Rückständigkeit hierin die Folge des verlorenen Krieges ist.

Die deutsche Demokratie ist ganz jung, und die deutsche Republik noch jünger, die Erinnerungen an die Monarchie hier also viel frischer, lebendiger als in Frankreich. Man darf darum dem Land seine Monarchisten (übrigens nur einen auf zehn Republikaner!) nicht vorwerfen, vor allem nicht, in grober Unkenntnis der Tatsachen, das republikanische Frankreich als Beispiel vorhalten; denn Frankreich hat seine Republik seit sechzig Jahren. Vergleichen dürfte man nur das Frankreich der Niederlage von 1871 und das Deutschland der Niederlage von 1918. Außerdem ist zu bedenken, daß die republikanische Idee, von dem kurzen Zwischenspiel des Jahres 1848 abgesehen, in Deutschland ebenso neu war, wie ihre Verwirklichung ganz unerwartet kam; Frankreich aber nahm 1871 schon die dritte Republik an, und die erste war altes Vorbild auch für das Ausland. Diese Nachkriegszeit zeigt trotzdem in beiden Ländern *überraschende Analogien*: Nach dem ersten Umsturz — damals politisch, heute sozial — behandeln die Sozialdemokraten *Ebert* und *Noske* Spartakus nicht anders als der Republikaner *Thiers* seinerzeit die *Communards*! Darauf folgt, in Frankreich wie in Deutschland, die nationale Reaktion: die Republik gesellt sich in der Vorstellung der Massen zu den Erfahrungen der Niederlage und der Wirtschaftsnot, und nun wird als zweiter Präsident ein *Feldmarschall* gewählt, *Mac-Mahon* hier, *Hindenburg* dort. Doch „macht“ *Mac-Mahon* immerhin seinen Staatsstreich, und *Hindenburg* hilft ihn verhindern. Es ist die Zeit des *Flaggenstreites*. Ihr folgt eine dritte Epoche der Scharung um die Mitte und Zertrümmerung der radikalen Flügel: die Tage des Franzosen *Jules Grévy*, des Deutschen *Stresemann* (dem ersteren übrigens weit überlegen, der Wiederhersteller des Besiegtenansehens, eine Art deutschen *Talleyrands*, aber eines loyalen Charakters dazu). Es folgen die beiden Krisen mit dem Wiederanstieg der Radikalen, *Boulangers* wie *Hitlers*; so sehr unterschieden die beiden an Art und Dogma sind. Bei allem verschwinden die Monarchisten in der jungen deutschen Republik schneller als die französischen in dem Lande der damals schon so bedeutenden republikanischen Tradition!

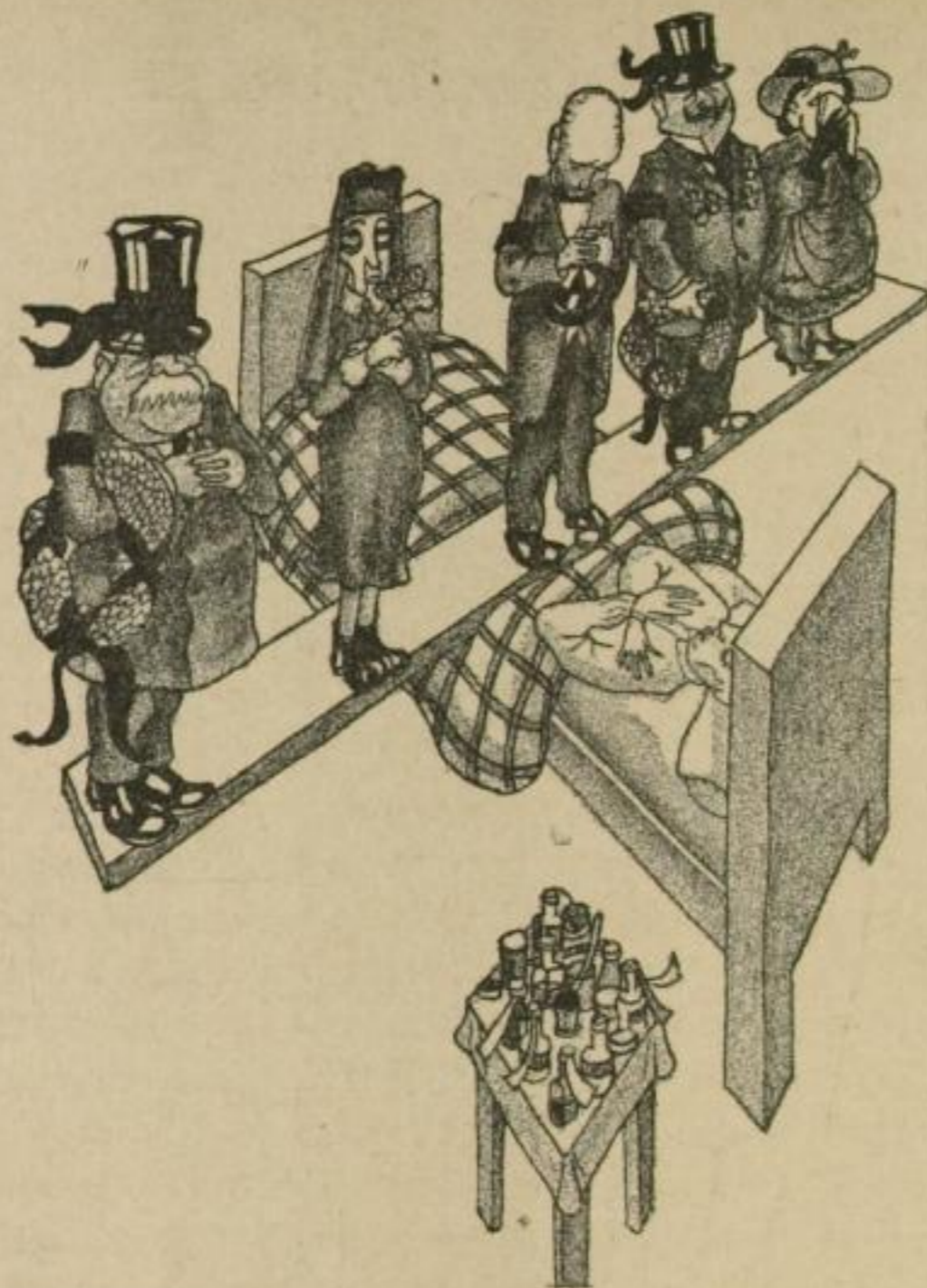
Hingegen muß man allerdings noch ein Element in die Betrachtung ziehen, das 1871 nicht vorhanden war und das den Vergleich fast unmöglich macht: den Faschismus mit dem italienischen Vorbild und der zumindest europäisch-allgemeinen Geringschätzung der rein politischen Demokratie, sonderlich des Parlamentarismus. Es herrscht also heute in ganz Europa eine Welle der Diktatur,

Rapprochement



George Grosz

— Hällo, boy! Wollen wir uns nicht zu einem kleinen Völkerbund zusammentun?



Nils Stenbock

Die Erben

Folge einer Krise, wie sie die früheren Kriege niemals mit sich gebracht haben. Die neue Krise hat ihre neuen, ökonomischen, Theorien. Schon im Kriege gab es überall ein wenig Staatssozialismus, heute sucht man notdürftig die zur Zeit noch individualistischen Einrichtungen dem kollektivistisch gewordenen Volksleben anzupassen. Der Liberalismus weicht auf der ganzen Linie den kommunistischen und syndikalistischen Lehren. Ob marxistisch, faschistisch oder christlich, sind sie doch alle zeitgemäß.

Diese Dinge mußten auch auf Deutschland abfärben. Sie erfordern hier um so schnellere Entscheidungen, als die Krise in Deutschland verschärft ist. Dagegen muß man nicht vorbringen, daß

z. B. die Reparationszahlungen nur ein Fünfzehntel des deutschen Etats belasten: es ergibt sich doch schon aus dieser Zahl, daß damit Hunderttausenden von Erwerbslosen zu helfen war. Arbeitslosigkeit und Hunger hier, politische Strömung dort gegen Liberalismus und Parlamentarismus, und dazu ihre selbstverständlichen Wechselwirkungen, dies zusammen erklärt hinreichend den Erfolg Hitlers. Die Fragen der Außenpolitik — Revision und geradezu Revanche — wirken dabei noch nicht unmittelbar. Das aber erfahren die Franzosen nicht aus ihren Zeitungen, auch aus denen nicht, die den Faschismus bewundern, solange er italienisch und nicht deutsch ist.

So weit also ändert der Zeitcharakter, das Erscheinen einer neuen Epoche, notwendig den Vergleich ab, den man für das Deutschland nach 1919 und das Frankreich nach 1871 ziehen konnte. Wir können so weit in Deutschland die Zukunft vorabgebildet sehen. Diese Zukunft, sie ist die *Planwirtschaft* oder die *Plangesellschaft*; in ihr werden wir alle uns wiederfinden, sobald der Liberalismus und die Idee des politischen Bürgertums nicht mehr sein werden. In solchem syndikalistischen Planungsstaatswesen aber wird es vielleicht nur noch zwei Parteien geben: die des Faschismus und die des alten Sozialismus.

(Aus dem Französischen übertragen)

Poincaré in der Pariser Wochenschau

Von

M. Aldanov

Poincaré bei sich zu Hause in Lothringen. Es wird eifrig geklatscht. Man fühlt die allgemeine, so verständliche Stimmung im Kinosaal: Wie schade, daß er nicht mehr arbeitsfähig ist!

Das ist wirklich eine große Tragödie. Poincaré war der arbeitsfähigste Mensch der Welt. In einem seiner Jugendgedichte spricht er von dem „verhaßten Nichtstun“, — ziemlich ungewöhnliche Worte im Munde eines fünfzehnjährigen Gymnasiasten. Ruhe war ihm das ganze Leben lang verhaßt. Noch im Alter von achtundsechzig Jahren schrieb er sieben Reden an einem Tag, und er hielt sie ganz wortgetreu, ohne in das Manuskript zu blicken. Seine Antwortnote an die britische Regierung im August 1923 schrieb Poincaré eigenhändig von der ersten bis zur letzten Zeile an einem Tage — sie hatte einen Umfang von zwei Druckbogen. Die Note Lord Curzons, die er Punkt für Punkt beantwortete, wurde im Verlauf mehrerer Wochen zusammengestellt, und der britische Minister konnte sich vor Verwunderung nicht fassen, als er die Antwort schon nach vierundzwanzig Stunden erhielt. Sonntags reiste Poincaré — um seine Erinnerungsreden zu halten — stets mit der Eisenbahn, weil man, wie er sagte, „im Auto nur schwer schreiben könne“. Wenn seine Frau mit ihm reiste, so zahlte er das Billett für sie, obwohl ihm ein Salonwagen zur Verfügung stand: im Gesetz ist nichts von einem Freibillett für die Frau eines Ministerpräsidenten gesagt. Aus dem gleichen Grund schickte er sämtliche Geschenke, die er als Präsident der Republik erhielt, zum Verkauf — den Armen zum Nutzen: im Gesetz ist nichts davon gesagt, daß der Präsident der Republik Geschenke zu erhalten hat.

Vielleicht zeigt sich schon darin der hauptsächlichste politische Mangel dieses bemerkenswerten, musterhaft ordentlichen, in vielerlei Hinsicht unersetzbaren Menschen. Er erfüllte alle seine Pflichten — forderte aber dasselbe auch von den andern. Deutschland erfülle nicht seine Pflicht — und so sprach er jeden Sonntag von der „mauvaise foi de l'Allemagne“ und schickte zuletzt den Gerichtsvollzieher in die Ruhr. Europa konnte zugrunde gehn, aber „la mauvaise foi de l'Allemagne“ mußte klar erwiesen werden . . .

Seine Reden sind an Klarheit des Aufbaus, an logischer Kraft, an juristischer Begründung — Muster an Vollkommenheit. Der politische Wert ist geringer: Poincaré ist von Natur streitsüchtig — ein großer Fehler für einen Staatsmann. Aber der Mißerfolg der Politik Poincarés wäre deutlicher, wenn die ihr entgegengesetzte Politik bessere Resultate gezeitigt hätte.

Die seltsamsten Worte von Poincaré sollen auf einem Frühstück der Academie Goncourt gesprochen worden sein: „Während meines ganzen Lebens habe ich nichts getan; ich habe niemals gewagt. Auch jetzt tue ich nichts, denn ich weiß nicht, im Namen welcher Idee ich handeln sollte.“

Ich glaube, wenn man sich bemühen würde festzustellen, wer diese Worte *nicht* gesagt haben könnte — so würde man in erster Linie den Namen Poincaré nennen.

(Deutsch von Woldemar Klein)

Der Bourgeois und die Liebe

Von

Emmanuel Berl

Der Bourgeois ist ein Mann, der Geld hat und Achtung genießt und nach immer mehr Geld und immer mehr Achtung verlangt.

So ist sein ganzes Leben auf Hoffnung eingestellt, wobei die Liebe keine Rolle spielt. Solange er ein Kind ist, wird er unaufhörlich gefragt: „Was wirst du einmal werden?“ Nun folgt eine lange Lehrzeit, und der schönste Teil der Jugend vergeht damit, Titel und Kenntnisse zu erwerben, die der Jüngling in Werte umsetzt, sobald er erwachsen ist. Im Alter erntet er und heimst die Früchte ein: Orden, fette Stellen, Renten, Pensionen. Das ist der glücklichste Abschnitt seines Lebens.

In diesem Universum, das sich der Bourgeois schafft, muß ihm die Liebe als drohendes Unheil erscheinen. Die Liebe ist es, die ihn mit seiner Klasse in Konflikt bringt, ihn manchmal aus seinem Milieu befreit. Die Liebe ist's, die dem Jüngling den trügerischen Glanz eines Glückes vorgaukelt, das weder der Priester noch der Lehrer, noch der Offizier, noch der Generaldirektor zu spenden vermögen. Die die Mauern des Verurteilten in die Luft sprengt. Den Kassier veruntreuen läßt. Und das illegitime Kind! Und das Dienstmädchen, das seine Pflicht vernachlässigt! Im Besitze einer Macht, die der Bourgeois weder zu überwinden noch zu schwächen vermag, ist die Liebe zugleich anarchistisch und ordinär. Sie verletzt den Bourgeois, weil sie die Hierarchien, die der Bourgeois aufstellt, zerschmettert und weil sie die Menschen miteinander verbindet, ohne Ansehen der Kaste und des Standes. So ist der Konflikt zwischen dem Bourgeois und der Liebe unausweichlich und tiefgehend. Die Liebe bringt in die individuellen Beziehungen des Bourgeois Widersprüche, jenen gleich, die der nationale Kampf und die Wirtschaftskrise in seine sozialen Beziehungen bringen. Er vermag nicht, diese Widersprüche aufzuheben, er vermag nur seine Haltung ihnen gegenüber zu verändern.

Die Arglist, die Grausamkeit, mit der der Bourgeois sich gegen die Liebe wehrt, die Brutalität und Schläue seiner Verteidigung, beweisen genügend, wie sehr ihm die Liebe Angst einflößt. Er ist von der Liebe um so mehr besessen, als er sie fürchtet. Auch von der Frau ist er besessen, sie ist für ihn die Welt des Geheimnisvollen. Sobald er zu denken beginnt, denkt er an sie. Aber was denkt er von ihr? Unmöglich darauf zu antworten. Denn sofort unterscheidet der Bourgeois zwischen den Damen und *den anderen*. Schon von frühester Kindheit an gilt es für ihn als ausgemacht, daß nicht derselbe Maßstab für seine Mutter und sein Dienstmädchen angelegt werden darf.

Der Bourgeois kann sich beim Denken nicht davon freimachen, alles zu klassifizieren. Jede Gemeinschaft, jedes Individuum scheint einem besonderen Frauentypus nachzujagen. Antigone herrscht in der Dichtkunst Athens. Der Begriff „Frau“ ist eindeutig für den Venezianer des XVI., für den Wiener des XVII. Jahrhunderts. Aber für den französischen Bourgeois? Ist es die Grisette oder das junge Mädchen der guten Gesellschaft, die verheiratete Frau oder die Kurtisane, die ihm Glück zu geben vermag? Wird er, was er sucht, in der Ehe finden, im Ehebruch oder in der Ausschweifung?



George Grosz

— Schnick, darf sich Herrchen jetzt einkleinwenig umdrehen, mhm?

Die ersten Geister treten auf:

Die braven Gattinnen

Die brave Gattin des Bourgeois ist eine Mischung von römischer Matrone und christlicher Hausfrau. Und trotzdem ist sie nicht die Tochter des Vaterlandes, noch die Tochter der Kirche. Die Mächte, denen sie in Wahrheit gehorcht, sind Geld und Ehre. Als treue Gattin hilft sie dem Manne, ihr gemeinsames Kapital an Reichtum und Ansehen zu vergrößern. Diese Werte können sublimiert werden. Wie alt sind sie doch schon! Sogar die Sparsamkeit ist von vielen Dichtern besungen worden.

Der Bourgeois erinnert sich seiner Großmutter und ist überzeugt, daß die Sparsamkeit etwas Gottgewolltes sei. Die brave Gattin „macht ihrem Manne Ehre“. Kleidet sich „comme il faut“, spricht „korrekt“, liest gute Autoren, kennt gute Adressen und weiß, daß die klassischen Schriftsteller besser sind als die modernen. Sie ist vornehm.

Die brave Gattin liebt das „Alte“. Sie selbst muß auch einen altertümlichen Eindruck machen. Sie verkörpert die vergangene Zeit, die Tradition. Sie ist geizig; sonst ruhig und voll Würde, wird sie im Laden, wo „Ausverkäufe“ sind, ganz irrsinnig. Sie stößt ihre Rivalinnen beiseite, schreit, stampft mit den Füßen, ja würde im Notfalle sogar einen Mord begehen, nur um keiner anderen die heißumstrittene „Okkasion“ zu lassen.

Sie zeigt ein so eingehendes Verständnis für gesellschaftliche Stellung, daß die verwickeltste Genealogie ihr einfach erscheint und die geringsten Rangunterschiede ihr gleich in die Augen fallen. Sie verrichtet mit peinlichster Genauigkeit die Riten, die für die „Stellung ihres Mannes“ notwendig sind. Wie ein treuer Hund seinem Herrn die Wildtaube apportiert, bringt die Gattin dem großen Bankier den Romanschriftsteller des Tages in den Salon.

Alle diese lächerlichen Züge sind für den Bourgeois Anlaß zur Rührung: glaubt er doch, sie seien der Ausdruck ihrer überschwenglichen Güte. Der brave Bourgeois träumt von einer braven Gattin, die genau so sein Haus führt wie seine Mutter oder, besser noch, wie es seine Großmutter geführt hat, als er noch ein Kind war . . . Ergriffen atmet er den Duft ihrer Tugenden ein, die ihn an eingemachte Früchte denken lassen. Mutter ihres Gatten, Mutter seiner Kinder, stapelt sie mit verblüffender Geschicklichkeit Reichtum und Ehrbarkeit auf. „Die Mutter meiner zukünftigen Kinder.“ Das ist der Herzensschrei des guten Bourgeois, wenn er an die Frau denkt, die er als seine Braut erträumt. Also keusch. Und treu. Der in ihre vier Wände Gebannten ist die Außenwelt gleichgültig; nur die Interessen ihres Mannes und ihrer Kinder zählen. Es gibt Leute, „die Paul nützlich sein können“ — und die anderen. Die ersteren werden durch Schläue und weltläufiges Benehmen gekapert, die anderen als nicht interessant bezeichnet. Ebensowenig wie die gute Mutter kennt die gute Ehefrau den Schrei des Geschlechts: Sie ist die Ehrbarkeit, die auf zwei Beinen steht.

Ich weiß, daß man jetzt einwendet: „Sie sprechen ja, als ob wir noch unter Louis Philippe lebten. Sehen Sie denn nicht, wie am Strande der Blauen Küste die eleganten Damen ihre nackten Körper zur Schau stellen, ihre Körper, die mit Sonne geschminkt sind. Es hat einen Krieg gegeben. Und der Sport? Und das Auto?“

Jawohl, es gibt skandalöse Ehen. Aber zu allen Zeiten hat sich ein Teil der Bourgeoisie über den andern skandalisiert. Im Jahre 1924, als ich eben mein erstes Buch publiziert hatte, schrieb mir ein Arzt in einem offenen Briefe: „Was die Fortpflanzung betrifft, so ist es nicht notwendig, daß sie bei der Frau Lustempfindungen auslöst. Im Gegenteil, es wäre nur ein Hindernis.“

Die Bourgeoisie hat sich weniger gewandelt, als es von den Schriftstellern behauptet wird. Sie hat wohl ihre Haartracht verändert, aber sie verkörpert noch immer denselben Mythos: das „wackere Weib“, von der die Bibel spricht, „die christliche Gattin“.

Für den römischen Patrizier und seine Gattin gab es nur eines: Rom. Das

Alter Film: „Die Mädchenhändler von Algier“



Die deutsche Fassung



Die südamerikanische Fassung

Alte Vorlagen



Paris

Sex appeal



Wien

Die Naive



Paris

Die Liebeskünstlerin



Berlin

Die Dämonische

Sammlung Handke

Alt-Pariser Kokotten



Augustine



Charlou



Men Ben Adala, die Freundin Dumas'



Sammlung Handke
Marguerite Badel, genannt Migalboche



Eine Tänzerin Nadja (London)



Mata Hari (Margarethe Zelle) in ihrer Blütezeit

christliche Haus stand im Bann der Kirche und des ewigen Heils. Für den Bourgeois zählt nur der gute geschäftliche „Tip“. Die Seele der aus den Fugen gegangenen Welt des Bourgeois hat sich nun in den öligen Bauch der Maschinen geflüchtet. Jetzt spielt nur noch das Geld eine Rolle. Mann und Frau fühlen sich nicht mehr füreinander verantwortlich, sie trachten nur, gemeinsam durchzukommen. Der Bourgeois verehrt weiter die braven Gattinnen, die guten Mütter, aber er träumt nicht von ihnen, wenn er von Liebe träumt.

Dämonische Frauen

Der Gegensatz zu den Frauen, die man erobern muß, sind die, die den Mann erobern. Die gute Gattin, die gute Partie, vielleicht auch die Weltdame verbürgen dem Bourgeois Erfolg. Andere Frauen hingegen bringen ihn vom rechten Wege ab und sind Zeichen seiner Niederlage: der Vamp, die Kurtisane, die Prostituierte.

A. *Der Vamp*. Der Vamp ist die Hexe des Mittelalters, die Frau, die Liebes-
tränke kennt oder sie sich vom Teufel zu verschaffen weiß. Brigitte Helm hat die Alraune dargestellt, deren seltsame Macht von der Zauberpflanze ausgeht, mit der sie in Beziehung steht. Eigentlich wird dem Christen jede Frau, der er unterliegt, verdächtig. Die Frau läßt ihn unterliegen. Die Frau unterliegt dem Teufel. Diese Dialektik ist unanfechtbar.

Die Frau triumphiert über den Mann nur durch ihren Bund mit dem Satan. Diese etwas widerwärtige Ideologie ist die Ideologie Adams, der Eva die Verantwortung für den Sündenfall aufhalsen will. Diese Vorstellung hat dazu beigetragen, die Frau zu unterjochen, aber schließlich wendet sie sich gegen den Mann, denn sie verdoppelt den Reiz der Frau durch die Macht des Geheimnisvollen. Ein guter Vamp muß also geheimnisvoll sein. Bis vor kurzem verlangte die Tradition, daß er braun sei. Hollywood gibt ihm helle Augen, deren magnetische Wirkung anscheinend stärker ist.

Der Vamp zeigt dem Manne einen Abgrund, den dieser nicht zu erforschen vermag. Eine „Frau, die dem weiten Meere gleicht“ und ähnliche Phrasen.

Der Vamp liebt den Mann nicht. Er haßt ihn, ist doch die Aufgabe dieses Wesens, den Mann zu zerstören. Für die Hexe, ihre Urmutter, war die Aufgabe recht einfach und scharf umgrenzt: der Ritter muß seinen Glauben abschwören, die Hostie entweihen, ein paar Flüche ausstoßen — und Satan ist zufriedengestellt.

Die Aufgabe des Vamp ist bedeutend schwieriger. Er muß den Bourgeois von seiner gesicherten Höhe in den Abgrund stürzen, ihn um Glauben und Ehre bringen. Das ist leicht getan. Der Vamp muß aber den Bourgeois auch um sein Geld bringen, um seine Verbindungen, ja sogar um seinen Beruf. Und das ist in einer Zeit, wo der Mann so fest mit seinem Beruf verknüpft ist, nicht so einfach. Der Vamp ist immer käuflich, doch niemand vermag ihn zu kaufen. Die Habgier des Vamp beeinträchtigt nicht dessen Unabhängigkeit, denn er verlangt nicht nach dem Geld der Männer, um es anzuhäufen, sondern aus der perversen Lust, es ihnen fortzunehmen.

Diese Frauen lieben nicht das Geld um des Geldes willen, sie lieben das Geld, weil es die Seele des Bourgeois ist. Sie wollen sich in den Besitz des Geldes setzen, wie sich die Hexe in den Besitz der Seele gesetzt hat. Sie verachten es ebenso höhnisch, wie die Hexe die Seele verachtet hat. Sie wollen das Geld, um es für sich zu verwenden und dadurch ihre Anziehungskraft zu verdoppeln. Das Geheimnis-

vollste des Vamp in den Augen des Bourgeois ist, daß dieses unheimliche Wesen keine Lust hat, das Geld anzulegen, das man ihm gibt.

Der Luxus, den der Vamp entfaltet, ist zugleich der Maßstab für seine Siege und für die souveräne Gleichgültigkeit diesen Siegen gegenüber. Diese Frau trägt ihren Schmuck zur Schau wie ein wilder Häuptling seine erbeuteten Skalpe, und der Gedanke, daß diese funkelnden Edelsteine den Ruin der Männer bedeuten, die sie bezahlt haben, läßt den Bourgeois ehrfürchtig erschauern. Nicht dem Reichtum, aber dem Kapital gleichgültig gegenüberstehend, kümmert sich der Vamp ebenso wenig um die öffentliche Meinung und verhöhnt die bürgerliche Ehrbarkeit.

Die dämonische Frau hat es nicht nötig, liebenswürdig zu sein. Noch heiter. Nicht einmal sinnlich. Verführerin und niemals verführt. Sex-appeal, ohne darauf zu reagieren, ist sie zur Keuschheit der christlichen Gattinnen verdammt. Liebt sie die Liebe, würde sie aufhören, ein Vamp zu sein; ein Kompromiß könnte dann zwischen ihr und ihren Liebhabern geschlossen werden. Aber sie liebt die Liebe nicht.

B. *Die Kurtisane.* Der Bourgeois vergöttert in der käuflichen Frau das Geld, das sie kostet, und ihr erotischer Wert wird nach dem Preis gemessen, mit dem man sie bezahlt. „Ein Luxusweib.“ Nichts, weder Jugend noch Schönheit vermag es mit dem Glanz ihrer Diamanten, der seidigen Geschmeidigkeit ihres Zobels aufzunehmen.

Man hätte unrecht, würde man glauben, daß die Kurtisane dem Bourgeois nur zur Befriedigung seiner Eitelkeit dient. Natürlich ist es herrlich, mit einer bekannten Lebedame gesehen zu werden. „Du scheinst dich nicht gerade zu langweilen, lieber Freund.“ Diese Worte sind so ehrenvoll, als wenn Chaplin oder Schmeling einen besuchten. Aber das Geld dient dem Bourgeois nicht so sehr dazu, die andern zu blenden als sich selbst Sicherheit zu verleihen. Es gibt Genüsse, die die Kurtisane gewährleistet: die Gewißheit, ein Mann von Geschmack zu sein. Diesen Ruf kann man auch durch den Ankauf eines Roll-Royce erwerben, eines kostbaren alten Bildes, den Besitz einer Marmor- oder Kristallbadewanne. All dies übt dieselbe Macht aus wie der Satz: „Ich lasse mir alle Anzüge in London machen.“

Der Zauber des Luxus hat eine ungeheure Macht. Der Bourgeois gerät in ein verzücktes Staunen, wenn er entdeckt, wieviel der Unterhalt einer Frau kostet. Der reiche Brüsseler Kaufmann, der nach Paris kommt, um sich zu „amüsieren“, ist geblendet: er ist auf eine Frau gestoßen, die durchtrieben genug ist, ihren Bettvorleger mit Rosen zu bestreuen. Inmitten von Rosen zu lieben! Wie Nero, wie im Kino! Er weiß nicht mehr aus noch ein, erkennt sich selbst nicht mehr. Er kann sich also auch in ein solches Milieu hineinflinden, er, der sich so viele Jahre mit seiner mürrischen Gattin, ein paar derben Mägden begnügt hat, die durch die Prostitution kaum ein wenig Schliff erworben haben! Ja, er wagt jetzt nicht einmal die 500 Frank anzubieten, mit denen er alles aufs beste zu „ordnen“ gehofft hat. Er eilt zum größten Juwelier und bringt der angebotenen Frau einen Ring, den sie herablassend in Empfang nimmt, ohne aufzuhören, ihr Perlenkollier zu liebkosen. Und das ist die eigentliche Schule der Kokotten: sie muß den Mann sehr viel kosten. Eine Frau, die jährlich 500 000 Frank ausgibt, ist fünfmal soviel wert wie eine Frau, die 100 000 Frank jährlich ausgibt. Denn es gibt ja doch eine Wahrheit! Und würde der Bourgeois diese Wahrheit nicht anerkennen, wovor sollte er sich denn beugen?



Charlotte Knappmann

— Was? Wieder teurer? Das muß ich aber rasch meinem Mann sagen, daß er auch seine Preise erhöht!

Der Wert steht fest, da der Preis feststeht. Geriete der Bourgeois doch nur aus seinem Gleichgewicht, wenn er diese Wahrheit nicht anerkennt. Er sucht die Wahrheit und findet sie.

Wenn es einmal feststeht, daß eine Frau sehr viel kostet und der Bourgeois sie doch nicht hübsch zu finden vermag, so ist er schließlich überzeugt, daß sie eine Meisterin in der Liebe ist.

Und hier erlangt die Kurtisane dieselbe Autorität wie ein berühmter Spezialist. Der Mann zweifelt nicht, daß die Sinnlichkeit eine Technik ist wie Klavierspielen, wie Kochen. Daß es einer großen Übung bedürfe und es dafür Rezepte gäbe. Es müsse wohl Frauen geben, deren Erfolge sich durch eine genau erkennbare Überlegenheit erklären läßt.

C. Die Frau ohne Gesicht. Dem Bourgeois kommt niemals der Gedanke, daß eine Dirne eine tilligere Kurtisane sei, er sieht nur das Gegenstück der Kurtisane in ihr. Ist sie doch für ihn die Liebe ohne Raffinements. Zwischen dieser Frau und der Liebe ist nicht die geringste Aussicht auf Verständigung, ja sogar nur auf vorübergehende Verständigung. Die Dirne ist das Urbild alles dessen, was er haßt: der Mangel an Heuchelei, an Kultur; der Zynismus; die ungeschickten Worte, mit denen sie ihn anspricht, erwecken die Erinnerung an etwas schon Gesehenes, an etwas Scheußliches. Und da richtet sich drohend vor ihm das Wort auf: „Im Schmutz versinken.“

Der Nimbus der Kurtisane ist gleich Null. Sicher gibt es irregeleitete Bourgeois, die im Morast versinken. Aber diese Menschen versinken, weil dies ihre Bestimmung ist, eine Bestimmung, die die Dirne weder zu beeinflussen noch rascher herbeizuführen vermag. Sie bemächtigt sich des Bourgeois erst in dem Augenblick, da

er schon aufhört, ein Bourgeois zu sein. Immer stellt er sich die Dirne in der Nähe der Gosse vor, von dem sich nährend, was hineingeworfen wird.

Der Bourgeois betrachtet die Dirne nicht als Frau, auch nicht als Magd. Einzig und allein ein Geschlechtswesen, tritt sie für ihn nur wirklich in Erscheinung, wenn er Gebrauch von ihr macht. „Zwischen dieser Frau und mir gibt es nichts Gemeinsames“, denkt er. Ihre Erotik bringt ihn nicht in Abhängigkeit. Der Bourgeois weint bei den Schilderungen eines Tolstoi, eines Dostojewskij über die gefallenen Frauen, aber ein Prostituiertenspital bleibt für ihn stets ein Prostituiertenspital. Die Romanheldinnen sind eben Frauen, und eine Dirne ist nur ein Stück Vieh. Ja, es scheint sogar, daß die Schriftsteller, weit entfernt davon, die Lage dieser Frauen zu verbessern, sie nur verschlimmern. Sie stellen die Prostituierten in einen romantischen Rahmen, der gewissermaßen ehrwürdig genannt werden kann wie das lokale Kostüm, „die alten Sitten der guten alten Zeit“.

Die Music Halls tragen diesem Wunsch Rechnung: das rote Kopftuch, das Zuhältermilieu, der Gaunerjargon. Jedesmal, wenn auf das Interesse des Bourgeois für diese unbekanntere Menschenrasse, die doch mitten unter uns wohnt, spekuliert wird, steigen die Einnahmen der betreffenden Vergnügungsstätten. Aber da die Wirklichkeit immer mehr und mehr von den Klischees abweicht, die die Regisseure dem Publikum bieten, so ist dieses immer mehr und mehr von den Prostituierten enttäuscht. Ja das Publikum findet, daß diese Frauen nicht einmal der Vorstellung entsprechen, die man sich von ihnen gemacht hat.

Der Großkaufmann, der sich eine Mätresse hält, kann sich gar nicht vorstellen, daß sie eine Straßendirne gewesen ist, eine ganz gewöhnliche Straßendirne, die bei einer Streifung aufgegriffen wird. Doch wird er, wenn er einmal zu dieser Erkenntnis kommt, für seine träge Phantasielosigkeit gestraft werden, die unfähig ist, menschliche Wesen als menschlich anzusehen, wenn sie nicht in den vorgezeichneten Rahmen hineinpassen.

Dieser weiblichen Mythologie entspricht natürlich eine männliche, worin die Bourgeoise den Bourgeois sucht oder — und das ist viel bedenklicher — der Bourgeois sich selbst sucht.

In der Literatur mühte man sich vergebens, den Pater familias mit einer Gloriole zu umgeben, es zählt nur der dämonische Mann: der Don Juan. Die dämonische Frau liebt den Mann nicht, dagegen glaubt der dämonische Mann seine Opfer zu lieben. Und sein Zauber besteht gerade in der Aufrichtigkeit seiner Begierde, die wohl rasch verfliegt, aber die er für ewig hält. Ein Bourgeois vermag eben eine Frau zu lieben, von der er weiß, daß sie ihm gleichgültig gegenübersteht, und eine Bourgeoise vermag einen ungetreuen, aber niemals einen gleichgültigen Mann zu lieben.

Ich wage es nicht, diese Schematisierung noch viel weiter zu verfolgen. Der erotische Typus der Frau ist zweifellos vom Manne geschaffen worden. Es steht jedoch nicht fest, ob der erotische Typus des Mannes tatsächlich von der Frau geschaffen wird, oder nur die Projektion dessen ist, was sich der Mann als Ziel der weiblichen Begierden vorstellt. So ist auch meiner Ansicht nach, was „die Legende um den Mann“ aussagt, von geringerer Bedeutung. Wir müssen warten, bis neue Amazonen in einer neuen Literatur das ausdrücken, was die Frauen suchen und nicht finden.

(Deutsch von Rosa Breuer-Lucka)



Chrissy Rheinbay

- Herta, dreh dich nicht um, da laufen Prostituierte herum.
 — Ach? Und ich hab sie für Dirnen gehalten.

Der Herzensroman im Liebesbriefsteller

Bitte um nähere Bekanntschaft

Holdes, liebes Mädchen!

Auch im stillen Wandel häuslicher Eingezogenheit bleibt der Vorzug achtungswürdiger Eigenschaften unverborgen, und selbst der Neid muß verstummen, wo ungeteiltes Lob sich erhebt . . .

Sollte es Ihren werten Eltern nicht unlieb sein, einem ehrlichen jungen Mann, der zu keinem Mädchen in einem nähern Verhältnisse steht, den Eintritt in Ihr Haus zu gestatten, so würde ich mich beeilen . . . Ich hoffe auch dann auf Ihre gütige Nachsicht, wenn Umstände, die ich nicht kenne, Ihnen meinen Antrag nicht annehmbar machen sollten. Auch dann noch werde ich nicht aufhören, mit der größten Hochachtung und Verehrung zu sein

Kottbus, 10. April 1902.

Ihr

Bedingt zusagende Antwort

Geehrtester Herr!

Sie haben mich durch Ihr Schreiben — ich gestehe es offen — so sehr überrascht, daß ich ungewiß war, ob es mir gestattet sein dürfte, einem Mann, den ich kaum entfernt kenne . . . Die Sprache edler Offenheit jedoch . . . daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden . . . und . . . erkläre ich Ihnen offen, daß eine gegenseitige Annäherung unmöglich ist, ehe Sie mir Gelegenheit gegeben haben, Sie und Ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen. Diese letzteren insbesondere sind mir so unbekannt, daß ich die Pflichten gegen meine teuren Eltern verletzen würde, wenn ich Ihnen die Möglichkeit einer näheren Bekanntschaft in Aussicht stellen wollte . . . Wenn Ihnen also daran gelegen ist . . . so bitte ich Sie mir vor allem die nötigen Mitteilungen zu machen, ohne welche an eine Fortsetzung dieses Briefwechsels nicht gedacht werden kann . . .

Einstweilen zeichne ich mit aller Hochachtung

Kottbus, 12. April 1902.

Ihre ergebene
Rosa Grüneisen

Einladung

Wertester Herr!

Mit Genehmigung meiner Eltern versichere ich Sie, daß es uns ein großes Vergnügen sein wird, den kleinen Kreis unserer häuslichen Eingezogenheit durch einen guten Menschen vergrößert zu sehen. Ich meinestets danke Ihnen für die so schmeichelhafte Darlegung . . . und werde es mir angelegen sein lassen, Ihnen für Ihr freundliches Wohlwollen erkenntlich zu sein.

Kottbus, 20. April 1902.

Mit aller Hochachtung Ihre
Rosa Grüneisen

Liebeserklärung

Meine Teuerste!

Obgleich es noch nicht lange her ist, daß ich mich Ihres Umganges zu erfreuen habe, so . . . mich von Ihren vortrefflichen Eigenschaften vollkommen zu überzeugen und Gefühle in mir zu erwecken, die ich bisher nicht kannte und die in mir rege geworden sind. Ihr anmutiges Wesen machte sogleich einen unauslöschlichen . . . Ja meine Teuerste, offen und aufrichtig gestehe ich es Ihnen, daß ich nur in Ihnen lebe und webe . . .

Ziehen Sie nun meinen Antrag in freundliche Erwägung . . . Fällt er nicht zu meinen Gunsten aus, so wird dies nie meine Empfindungen, wohl aber mein Betragen gegen Sie verändern, weil ich dann in Demut zurücktreten müßte, um einem Würdigeren einen Platz einzuräumen, den ich mit meinen Hoffnungen so gern einnehme und ausfülle.

Möge denn Gott, der die reinste Liebe ist, Ihr Herz mit Liebe gegen mich erfüllen; so möge mir Ihre Zuneigung recht bald in vollem Maße zuteil werden! Wie hochbeglückt wird sich dann fühlen

Kottbus, 20. Mai 1902.

Ihr

Zusagende Antwort

Mein lieber Freund!

Die aufrichtige Sprache . . . hat mich für Sie eingenommen und ich zolle ihr meinen vollen Beifall . . . Ich will Ihnen daher mit gleicher Aufrichtigkeit die Empfindungen meines Herzens mitteilen. Schon bei Ihrem ersten Anblick fühlte ich . . . Ja mein Teuerer, ich liebe Sie so zärtlich und innig, als nur ein Mädchen lieben kann.

Möge das Band unserer Herzen sich immer enger und fester schlingen. Möge . . . wirklich den Himmel geben . . . dann wird reich belohnt und glücklich

Kottbus, 23. Mai 1902.

Ihre Sie aufrichtig liebende
Rosa Grüneisen

Endgültige Zusage

Hochgeehrter Herr!

Mit Freuden lasse ich nun meinen jüngsten Zeilen die Nachricht folgen, daß meine lieben Eltern nicht nur nichts gegen die Verbindung ihrer Tochter mit Ihnen einzuwenden haben, sondern daß sie selbst sogar . . . Ihrem baldigen Besuche sehen meine Eltern mit Vergnügen, mit Sehnsucht aber entgegen

Kottbus, 26. Mai 1902.

Ihre Ihnen treu ergebene
Rosa Grüneisen

Nach der Verlobung

Mein teures liebes Bräutchen!

Welche Wonne, Dich so nennen zu können, welches Glück liegt für mich in diesem Wort, denn es sagt mir, daß Du mein, ganz mein bist. Ja, man muß sich wirklich erst an das Glück gewöhnen, so berauschend . . . Sobald als möglich komme ich und werde Dir sagen, daß sich unendlich glücklich fühlt

Kottbus, 2. Juni 1902.

Dein Dich ewig liebender

Antwort der Braut

Lieber guter Leopold!

O wie hat Dein Brief mich erfreut! Ein Zeichen Deiner Liebe, ein Talisman gegen jeden Zweifel . . . Wachend denke ich an Dich. Im Schlafe träume ich von Dir! . . . Ich muß oft weinen . . . Doch ich mag es niemandem sagen, denn:

Treu geliebt und stillgeschwiegen
Treue Liebe spricht nicht viel.

Meine lieben Eltern lassen Dich herzlichst grüßen. Nochmals: eile recht bald an das Herz Deiner

Kottbus, 3. Juni 1902.

Dich ewig liebenden Braut

Liebesbrief des Abreisenden

Geliebte meines Herzens!

Alles ist zur Abreise bereit, soeben schlägt es vier! Statt noch länger zu den flimmernden Sternen aufzublicken, die so freundlich ins Antlitz mir schauen, weil der Segen Deiner Liebe mir leuchtet, greife ich lieber zur Feder . . . Noch bin ich hier, und doch labe ich mich schon an dem Gedanken, welcher eine Wonne uns umfassen wird, wenn . . . Leb wohl! Leb wohl! Geliebte meines Herzens! Auf ewig Dein

Kottbus, 5. Juli 1902.

in treuester Liebe

Antwort der Braut

Mein Leopold!

In der letzten hangen Nacht schloß kein Schlaf mein Auge. Mein Lager umschwärmten die Bilder unserer innigen Liebe. Eben stellte sich mir ein lachendes Bild der Zukunft dar, da tönt, wie ein Schreckensruf, die Stunde Deiner Abfahrt. „Glück zu, Glück zu, geliebter Leopold!“ Eine nie gekannte Wehmut . . . daß niemand Dich inniger und treuer liebt, als

Kottbus, 6. Juli 1902.

Deine Rosa

Brief des abwesenden Eifersüchtigen

Liebe Freundin!

Die Zeit, die sonst Flügel hatte, wenn ich bei Dir war . . . Ach wenn die Liebe mir wenigstens die Qualen der Unruhe ersparen wollte . . . Wirfst Du mir auch die Treue bewahren . . . auf der meine süßesten Hoffnungen ruhen? Tröste Deinen Freund . . . und wiederhole die Versicherung, daß Du nie vergessen wirst

Liegnitz, 14. Juli 1902.

Deinen treuen

Vorwürfe wegen Vernachlässigung

Lieber, böser Leopold!

. . . Schon seit einiger Zeit habe ich Deinen Kaltsinn . . . Und besonders auf dem gestrigen Ball — o die Sinne wollen mir vergehen, wenn ich daran denke! — da hattest Du ja kaum einige kalte Worte für Dein unglückliches Mädchen, da hattest Du nur Augen für die Julie N. . . . Weißt Du nicht, wie scharf die gekränkte Liebe sieht! . . . Ich will alles wissen, und zwar heute noch . . . Dann werde ich wohl nicht lange mehr leben — Deine Untreue wird mir das Herz brechen, und Du magst dann mit einer anderen . . .

Kottbus, 26. August 1902.

Deine Rosa

Antwort

Liebe teuere eifersüchtige Rosa!

Mit Deinem Schreiben hast Du mich recht erschreckt . . . Wo ich mir keiner anderen Schuld bewußt bin, als daß ich zufällig eher da war als Du, und Du mich bei Deinem Eintreten mit jener Julie N., vor der Du ganz ruhig sein kannst, im Gespräch . . . Überzeuge Dich, daß Dich niemand wahrer und inniger lieben kann

Kottbus, 27. August 1902.

als Dein

Absage mit Rückgabe der Geschenke

Mein Fräulein!

Meinen Entschluß, ein Band zu lösen, welches unter so schönen Hoffnungen geknüpft worden ist, hat der Auftritt vom vorigen Abend nicht erst erzeugt, sondern bloß zur Reife gebracht. Nur der bitterste Schmerz über eine vollendete Täuschung ist vermögend, mir diese Zeilen abzurufen. Mit vollem Recht könnte ich Sie fragen: war es edel, mit meiner reinen, glühenden Liebe ein heuchlerisches Spiel zu treiben? Doch eine solche Sprache könnte die Empörung in meinem Herzen nur steigern. . . . Ich will jedoch nicht länger reden, wo mit Entschiedenheit gehandelt werden muß; jede Rücksicht schwindet, wenn sie meine Ehre zum Opfer fordern wollte. Unser Verhältnis ist daher für immer aufgelöst. Ihre Briefe und die übrigen Erinnerungszeichen an glückliche, schönere Tage folgen anbei zurück. Mögen Sie an der Hand eines anderen glücklich werden. Dies ist mein letzter Wunsch für Sie.

Joseph Dfterdinger

Antwort mit Rückgabe der Geschenke

Mein Herr!

Daß Sie selbst noch zur rechten Zeit mir vollen Aufschluß über die wahre Gesinnung Ihres Herzens gegeben haben, ist kein geringes Glück. Sie haben mich dadurch aus einem Strudel gerettet, der mich schon zu verschlingen drohte. Sehr bald werden Ihnen die Augen darüber geöffnet werden, mit welchem Recht Sie den mich so tief verletzenden Vorwurf aussprechen durften. Jedenfalls wird dann Ihre Reue zu spät sein. Sie sprechen . . . von Verletzung Ihrer Ehre in demselben Augenblick, wo Sie auf das empfindlichste die Ehre derjenigen, die Ihre Braut hieß, antasteten? Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Wenn es Ihnen unmöglich ist, mich glücklich machen zu können, so wird mich dies nicht hindern, durch eine würdigere Hand glücklich zu werden. Empfangen Sie beigeflossen Ihre Briefe und Geschenke zurück mit meinem Lebewohl auf ewig.

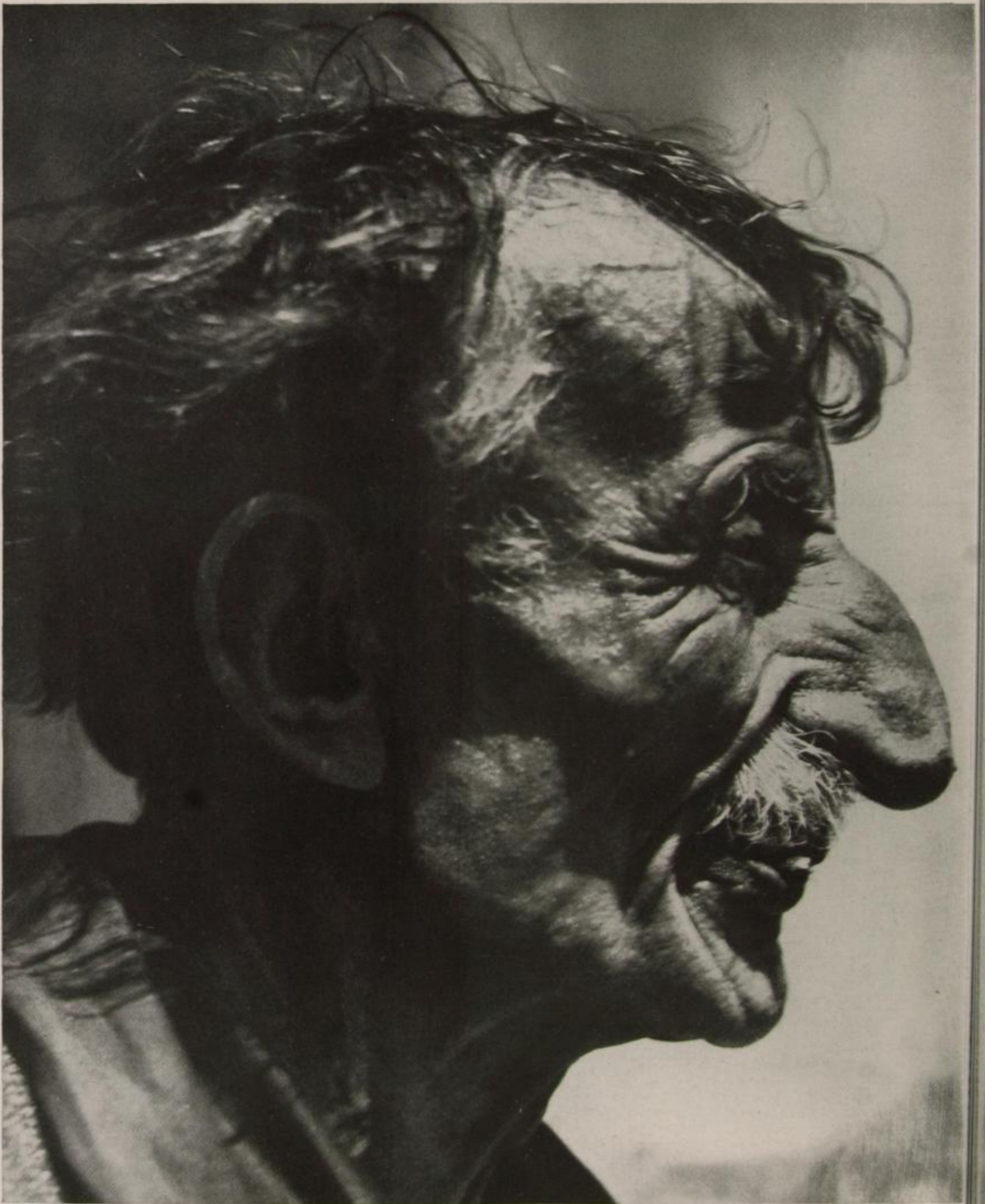
Rosa Grüneisen

(Aus einem „Neuesten Liebesbriefsteller“, Berlin 1929)



Teppichhändler bei Gibraltar

Hans Casparius



Julius Arnfeld

Italienischer Fischer



Königsgeier

Julius Arnfeld



Auf der Kai-Promenade im alten Budapest



Bestrafte Ehebrecher in China

Weltbilderdienst

Spanien übt für die Ehescheidung

Von

Máximo José Kahn

Der Fischladen

In der Calle Mayor von Madrid — das ist ungefähr die Königstraße von Berlin — gibt es ein großes Fischgeschäft, das hat zwei Eingänge und zwei Verkaufsräume, die voneinander, wie die Hälften eines Schwimmbassins, durch eine Barriere getrennt sind. Diese Separation ist nicht für Herrschaften und Dienstpersonal gemacht, sondern für Herren und Damen. Eine Fischhandlung, sollte man meinen, ist genau das Gegenteil eines Tempels der Venus, aber in Spanien hat gerade dieses Geschäft seine süßen Geheimnisse. Von Madrid nach Norden ist, zum Beispiel, ein Fisch beliebt, der *japuta* heißt; die Bedeutung des Wortes *puta* ist um einige Grade schärfer als die von Nutte, und vornehme Herrschaftsköchinnen fühlen sich, sanft errötend, veranlaßt, indem sie den Eingang für Frauen im Fischladen der Calle Mayor benutzen, zu verlangen: „Bitte ein halbes Pfund von dem Fisch mit dem häßlichen Namen!“ — Weiterhin werden in den spanischen Fischläden jene unzähligen Arten von *mariscos* feilgeboten, zu denen man alle Krabben-, Muschel-, Seeschnecken-, eßbaren Tang-, Langusten- und Meerwürmersorten rechnet und die hervorragend beliebte Afrodisiaca sind. Der Volksmund versinnbildlicht eine Reihe von *mariscos*, die von der Natur kaum anzüglicher gestaltet werden konnten, mit nicht näher zu bezeichnenden Partien des weiblichen Körpers.

Der Hühnerhof und die Druckknöpfe

In vielen Teilen Spaniens ist es Sitte, vor dem Rosenkranzgebet den Hahn aus dem Hühnerhof zu entfernen, damit zu dieser geweihten Stunde nicht etwas Männliches und Weibliches zusammen sei. Von sich aus hat das unvernünftige Vieh keine Moral. Aus dem gleichen Grund sorgt die Hausfrau dafür, daß die Mädchen bei dieser Gelegenheit nicht Kleider anhaben, die mit Druckknöpfen verschlossen werden. Druckknöpfe bestehen bekanntlich aus zwei Teilen. Der eine hat eine Ausbuchtung und wird im Spanischen *macho* genannt, das ist: Männchen; der andere trägt eine Vertiefung und heißt infolgedessen *hembra*, das will sagen: Weibchen.

Diese beiden sinnfälligen Beispiele wurden aufgeführt, um zu zeigen, daß in Spanien, lange bevor die Verfassung der Republik die Scheidung von Ehen ermöglichte, die Separation des Gepaarten gewissermaßen mythologisch bereits vorzeichnet war.

Die Scheidung der Herzogin de A.

Übrigens war im Prinzip die Ehescheidung auch im alten Spanien schon möglich, wie das der Fall der Herzogin von A. zeigt, deren Gatte in der Hochzeitsnacht trotz gütigen Zuspruchs nicht aus seinem Gemach zu locken war und die, als sie, resigniert, mit dessen Kammerdiener vorlieb nehmen wollte, die Erfahrung machen mußte, daß gerade dieser, den sie zur Unehrllichkeit gegen seinen Gebieter aufzustacheln im Begriff gewesen war, hinter verschlossener Schlafzimmertür treu zu seinem Herrn hielt. Vermittels des Betrages von einer Million Peseten erreichte sie die Scheidung ihres kurzen Eheglücks, und zwar beim Heiligen Stuhl. Eine persönliche Reise nach Rom gab ihr die Freiheit zurück und das Recht, sich wieder

zu verheiraten. Von diesem Recht machte sie rasch Gebrauch, wie es heißt, *zu rasch*. Als eine neue Million für den Heiligen Stuhl freigemacht werden sollte, sickerte durch, daß das, was Gott zusammengefügt, der Mensch jetzt, nachdem die Pesete so stark gefallen war, nicht wieder zu dem gleichen Preise trennen würde. Aber in diesem kritischen Augenblick kam der Märtyrerin die Vorsehung zu Hilfe, die die Monarchie stürzte und, zusammen mit einer freireligiösen Republik, die Ehescheidung als Wohlfahrtseinrichtung für jedermann in Spanien einführte.

Kinder lassen sich scheiden

Die Neuerung besteht im Grunde nur darin, daß man sich hier künftig, wenn nicht billig, so doch preiswert scheiden lassen können wird. Von dem Augenblick ab, da der betreffende Verfassungsartikel in den Cortes angenommen wurde, ist das Wort „Scheidung“, das Jahrhunderte lang verpönt war, in allen Ehen aufgewacht. Von den Eltern springt es auf die Kinder über, die seither, statt Stierkampf, Scheidung spielen, und zwar so, wie sie sich die Sache, die sie in der Praxis der Erwachsenen noch nicht gesehen haben, in ihren Köpfen vorstellen. Eine Hauptrolle spielt bei diesem Prozeß folgerichtig Messer und Schere, die glauben machen, es handele sich um ein Durchsäbeln der Nabelschnur.

Das Gesetz

Artikel 43 der politischen Verfassung der Spanischen Republik lautet: „Die Familie steht unter dem besonderen Schutz des Staates. Die Ehe gründet sich auf die Gleichheit der Rechte für das eine und das andere Geschlecht und kann gelöst werden bei wechselseitiger Meinungsverschiedenheit oder auf Verlangen des einen der beiden Gatten, für diesen Fall unter Anführung eines gerechten Grundes.“

Die spanische Frau, die in der Überzahl vorerst weder lesen noch schreiben kann, noch irgendwelchen Ansprüchen der Elementarbildung genügt, bekommt dadurch mit einem Schlag das Wahlrecht, das Recht, Verträge abzuschließen, über den Beruf des Sohnes zu bestimmen.

Die Anstandswauwau

Das junge Mädchen aus gutem Haus ging bis vor wenigen Monaten nur in Begleitung der *carabina* spazieren. Carabina ist Karabiner, also eigentlich ein kleines Gewehr zum Nahkampf; hier: Anstandswauwau. Die Aussicht, in der Ehe nicht mehr die Sklavin des Mannes sein zu müssen, gibt der jungen Dame aus gutem Haus aufrührerische Ideen ein. Tausende von ehemaligen Anstandswauwaus suchen heute nach einer neuen Position, die ihren Fähigkeiten angemessen ist. Die *carabina* trägt hohe Stehbündchen, die durch Fischbeinstäbchen stramm gehalten werden, wollene Strümpfe und Knopfstiefel. Ihre Lage ist nicht verzweifelt, weil es im alten Spanien Sitte war, ihr für jeden Kuß oder verbotenen Griff, den sie nicht gesehen haben sollte, einen Duro in die Hand zu drücken. Von diesem — sagen wir: — Tastegeld hält sich die Anstandswauwau heute über Wasser.

Die freie Liebe

Heftigen Widerhall hat die preiswerte Scheidbarkeit der Ehe unter dem Volk hervorgerufen. In der *Puebla de Don Fadrique* haben die Frauen das erklärt, was sie unter „freier Liebe“ verstehen. Diese Neueinführung trug zu Beginn nur das harmlose Gesicht von „Damenwahl“ bei einem Tanzstundenkränzchen. Indessen



Irmgard v. Reppert

— *Diese Kinder! Machen es nicht ohne richtige Esel! Meine waren mit Vaters Rücken sehr zufrieden!*

wurde die Lage für die Männer bald bedrohlicher. Die Leidenschaft der Frauen richtete sich nicht etwa auf die große Schar gutgebauter Jünglinge, sondern konzentrierte sich auf eine kleine Gruppe älterer und erfahrener Männer, deren Aktivität immer den Gegenstand nächtlicher Träume und Flüstereien gebildet hatten. Ein Sauhirte hatte vor allen anderen das Geriß, weil der Volksmund ihm so wundersame Gaben beilegte, wie sie nur in mittelalterlichen Dorfschwänken verherrlicht werden. Dieser begnadete Mann mußte den Schutz der Gendarmerie anrufen und später bei Nacht und Nebel aus dem Ort fliehen.

Der Steckkontakt

Jeder gebildete junge Spanier studiert Jura, weil man Jura studiert haben muß, um eine Staatsstellung zu bekommen, und weil man eine Staatsstellung haben muß, um ein monatliches Fixum einstreichen zu können, ohne — außer eben dieser, an jedem Ultimo auszuübenden Tätigkeit — sonst einen Finger krümmen zu müssen. Von dieser Staatsstellung aus findet man dann leicht drei oder vier andere offizielle oder halboffizielle Posten, die das Anfangsfixum aufrunden, ohne weitere Ansprüche an die Arbeitskraft des Kandidaten zu stellen. Diese Nebenpositionen nennt man: „enchufes“, das ist: Steckkontakte. Da es im neuen Spanien verboten ist, mehr als eine öffentliche Stellung innezuhaben (im alten Spanien bezogen Ministersöhne auch die Löhne von nicht existierenden staatlichen Säug-Ammen), sind auch „Steckkontakte“ nicht erlaubt. Dieses ist ein Grund, weswegen man bei ihnen nicht arbeitet, was auffallen würde, sondern nur das entsprechende Gehalt einzieht, was wenige Minuten in Anspruch nimmt.

Der monumentale Steckkontakt, der nun dem Heer junger Spanier winkt, die Advokaten sind, ist die Ehescheidung. Ein paar Staatsstellungen und außerdem Rechtsbeistand scheidungslustiger Frauen, die nicht schreiben und lesen können, ergibt ein hübsches Monatseinkommen. Spanien übt für die Ehescheidung. Spanien erwacht.



Kurt Werth

Métro

Von

Jean Assas

I.

Blasse Masse der Götterlinge,
Schwankend auf zwei krummen Schienbeinen,
In ein wenig Fleisch und englisch Tuch gewickelt:
Fahr, alltägliches Geschlecht,
Fahr in deine Tageshölle
Im orangenen Lärm
Unnützer Geschwindigkeit!
Deine aufgebrauchten Augen spiegeln nichts mehr,
Deine Hüte welken schnell —
Doch vielleicht
Blüht noch eine rosa Hoffnung
Unter einem wollenen Mantel,
Vielleicht
Zittert eine junge Hand,
Möcht die Morgenschläfe streicheln — —
Kleines Mädchen da, wie heißt du?
Aber das Schicksal bremst schon
Lächelndem Flug:
Alles muß empor
An die Wirklichkeit der Erde,
An die schwarze, die sanft tötende
Sonne!

II.

Eine Greisin macht ihre letzte Reise —
Sie trägt ihre wertvollen Sorgen
In ihrer Handtasche.
Ihre Augen sind aus Blech,
Sie ist zu arm für ein froheres Metall,
Und die graue Angst
Erfror an ihrer Oberfläche.
Sang sie einmal im Frühling
Unter Glyzinen?
Jetzt kaut der Kautschuk ihres Mundes
Hastige Gebete
Gegen die Menschen,
Gegen den Zugwind,
Gegen das Schicksal:
Morgen aber reist sie beruhigt
In ihrem Sarg.

(Deutsch von Iwan Goll)

Aus der Droschken-Zeit

Von

Léon Paul Fargue

Meine Tante machte mich mit dem Wesen der Droschken bekannt. Sie trug einen Kapotthut aus schwarzem Krepp mit einem weißen Herzen drin, zum Zeichen, daß sie Offizierswitwe war.

„Pst, Herr!“ Sie nannte alle Kutscher und Kellner Herr.

Wir stiegen ein.

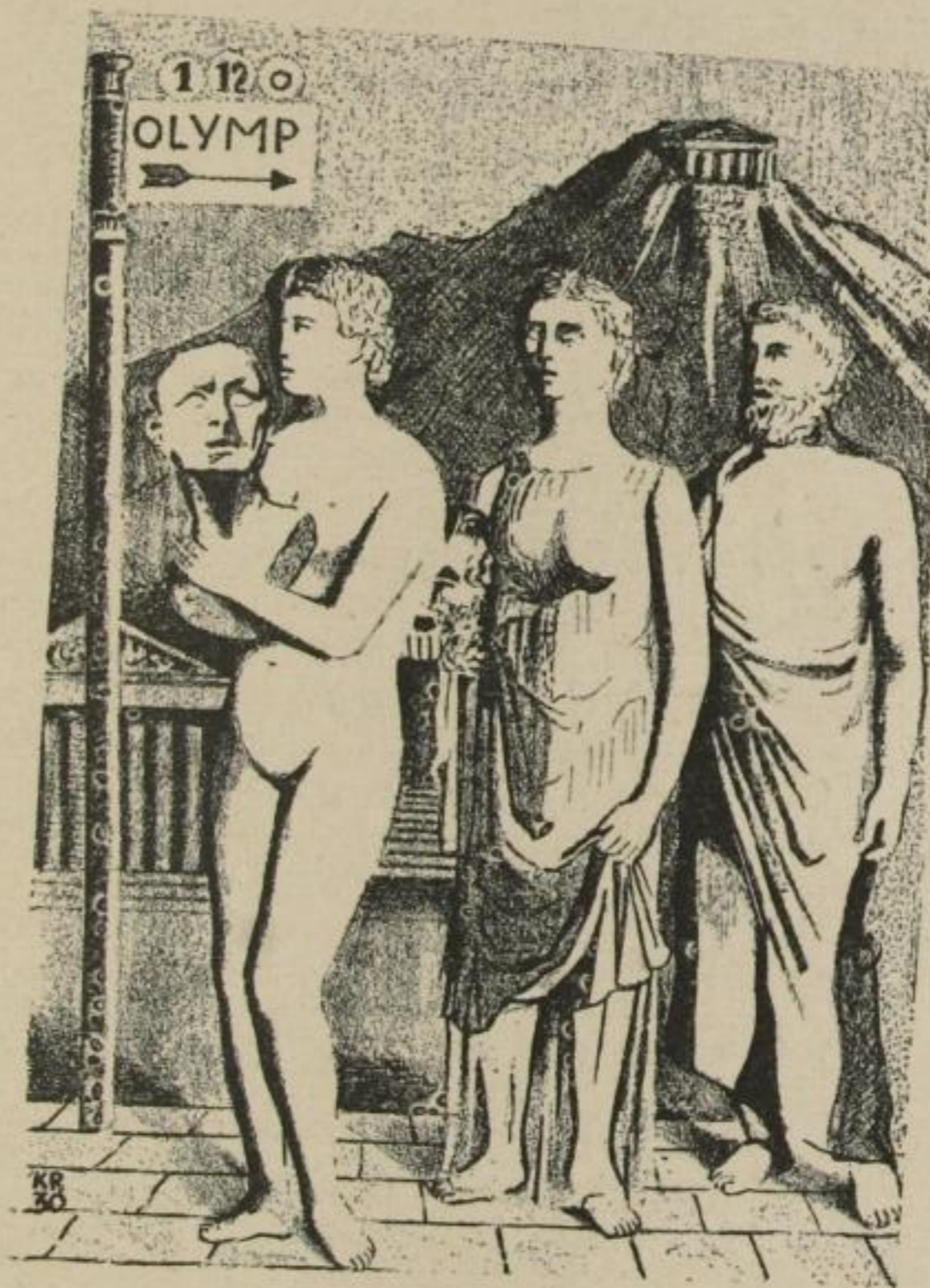
„Fahren Sie uns eine Stunde spazieren, Herr.“

Ich erinnere mich noch gut meines ersten Kutschers mit seinem gutmütigen Gesicht unter seinem gummierten Lederzylinder. Wir waren noch keine hundert Meter weit gekommen, als meine Tante meinen Daumen packte und kniff. Eine andere Droschke kam uns entgegen, wie eine zornige Wespe auf eine Fliege zustürzt. „O Gott“, ächzte sie, und ihr Mund verzog sich wie beim guten Matrat in Scapins Schelmenstreichen. „Herr des Himmels, wir werden angerannt.“

Gegen Ende des Jahrhunderts fürchtete man Droschken-Unfälle sehr. Sie galten als ernst. Wir sprachen oft davon.

Wirkliche Katastrophen waren in unbestimmter Ferne, in Amerika. Seit dem Unglück von Dundee an der Nordsee, wo in einer Sturmnacht eine Brücke über dem Meerbusen mit zwei sich begegnenden Zügen darauf zusammenstürzte, ohne daß jemand es gesehen oder gehört hätte, war nichts von Bedeutung passiert. Der Fall von Peking war vergessen. Die großen Tage von St. Mandé, Melun, les Couronnes,

... mit zermalmtten Zügen,
die in Bahnhöfen brennen ...



Haltestelle Olymp

Karl Rössing

... wie Jean Lorrain schrieb, sollten erst noch kommen. Vereinzelte Brände ausgenommen, einige tollwütige Hunde und ein paar Verbrechen, die man in den Zeitungen zahm mit „Eine rote Reihe“ bezeichnete, waren Droschkenunfälle fast das Einzige, worüber man sich aufhalten konnte. Sie waren wie die Nachwehen, die letzten Funken des Krieges von 70 . . . Und die gab es . . . ich glaube sogar, daß manche fürchterlich waren . . .

Die großen runden Bleikugeln richteten wohl ebensoviel Unheil an wie heute die Dum-Dum-Geschosse.

Die Droschke roch nach schimmeligem Leder, nach altem Teppich, dem feuchten Radschuh, der Putzbürste und dem schwitzenden Pferderücken.

Die Stadtdroschken waren besonders beliebt, wegen ihrer Eleganz, sie hatten gelbe geflochtene Strohpolster, waren sauber, und ihre Kutscher feiner. Der Rock steif mit flachen Metallknöpfen. Der Zylinder hoch und weiß, aus glänzendem Stoff.

Selbst wohlhabende Leute und besonders Junggesellen mieteten sich eine solche Luxusdroschke monatsweise. Der Kutscher mit Handschuhen. Die Laternen hübsch blau. Die große Heizröhre für den Winter schwer wie ein Goldbarren.

Beim Klang der Orgel von Barbarie fuhr der Kutscher mit seinen Kollegen zum Essen. Er hielt an einem künstlichen Baumstamm, auf dem ein Insekt wie ein Mistkäfer saß, es konnte auch eine andere Art sein, dessen Bauch zwei glänzende warzenförmige Öffnungen schmückten.

Während das Pferd seinen Hafer beschnupperte und den Kopf zwischen den Halftern rieb, gab der Käfer auf seinem Baum eine aus dem Stamm dringende klare Flüssigkeit von sich, die als dicker Strahl durch das Kupferrohr in einen Eimer aus Blech oder Leinwand zu Füßen des Pferdes sprang; worauf dieses zwei kleine Schritte machte, trank und zugleich aus einer enormen Gewürznelke sein Wasser ließ, wobei es traurig seine Hufe besah.

Seiner Pflichten ledig, schob sich der Kutscher in die Wirtschaft, wo er Rindfleisch mit Zwiebeln oder Burgunderbeef bekam, dazu eine dicke Scheibe Brot, Käse, ein kleines Glas schwarzen Kaffees mit zwei Ecken Zucker, und einen Kümmel.

*

Die Droschke ist die Kavallerie der Stadt. Der Straßenhändler ihre Infanterie, und der Maronenmann die Artillerie. Und sie verachten einander, leicht . . .

Dir Klosettfrau, arme Verwandte des Trompeters der Regimentskapelle, von allen Kiosken verjagt, dir beichtet der Freidenker.

Wenn die Droschke den Pariser Straßenschmutz verließ und auf festes Pflaster kam, füllte ein trauriger und heller Ton die Straßen, wie wenn die Flut kommt, eine Neuigkeit oder ein Ereignis bekannt wird.

Nachts, wenn sich der Kutscher mit den Lichtern irrte und in die Seile einer abgesperrten Straße fuhr, sahen die Droschkenlaterne und die Warnungsfunzel einander an: wie eine Bürgerin eine einfache Frau.

Vor den öligen Scheiben eines Bahnhofs erwartete die Droschke in der Reihe den letzten Zug, der Kutscher in seinem gotischen Überrock mit Eiskörnern im

Bart, das Pferd eingeschlafen, wobei es ab und zu das Standbein wechselte wie ein alter Klappzollstock.

Sonntagabends spät beschimpften sich die betrunkenen Kutscher während der Fahrt, die Glocken läuteten dazwischen, alles zum größten Schrecken der vom Land heimkehrenden Familien, die den Schoß voller Blumen hatten . . .

*

Energisch winkte die Baronin Nathan Jamay einem Kutscher. Ich hatte keinen Pfennig bei mir. Ich ließ die Vorhänge herunter und umarmte sie, wobei ich ihr abgeschmackt fiebrige Dinge sagte. Das Leben ist schwer, ich war bald am Ende meiner Nerven, als schon die ersten Küsse immer wieder durch das harte Schnappen des Zählertieres begleitet wurden, daß seine zehn Centimes zuschlug.

So ging es quer durch Paris.

Ich schützte dringende Geschäfte vor, klapperte Cafés ab, Bureaus, Zeitungen, hielt überall an, verfolgte die Fährte eines Freundes, von dem ich am Ende einen dänischen Reichstaler bekam, verbarg dies alles vor der Baronin, die auch nichts merkte. Immer wieder hatte ich Pech. „Er ist noch nicht zu Hause“, hieß es, oder „gerade fortgegangen“. Die Besitzerin eines Puffs ließ mir endlich das Geld.

Das war zusammen mehr als ich ertragen konnte. Mit schweißbedeckter Stirn kehrte ich zu der Baronin zurück, brachte sie fort und stieg aus. „Was macht es?“ röchelte ich. Den Kutscher werde ich nie vergessen mit seinem runden Rücken, seinem flaschengrünen Rock, seinem gutmütigen Gesicht. das wie eine vertrocknete Birne aussah, und seinen Backenbärtchen à la Mohrenheim. Er antwortete, indem er mit den Achseln zuckte und mir einen wissenden Blick zuwarf: „So was hat keinen Preis.“

Ich kannte damals einen Kutscher, der mit einem beinlosen Krüppel in aller Form eine Abmachung getroffen hatte, derzufolge er ihn jeden Abend auf folgende Weise heimfuhr: der Mann hängte sich mit den Armen, die sehr kräftig waren und zu allem dienten, an die Hinterachse des Wagens.

Oft habe ich gesehen, wie diese seltsame Fuhre in der Nacht durch die leeren Straßen rollte, mit Donneregepolter an mir vorbei.

Man tat gut, aus dem Weg zu gehen.

Manchmal, wenn ich müde und bekümmert in den Straßen umherirrte, habe ich meinen Brüdern, den Droschken, zugesehen, wie sie umhertrotteten, sich an den Halteplätzen stauten, schwach und trübsinnig vor Alter.

Die Droschke ist das abgenutzte Schuhzeug der Erinnerung.

*

Können wir uns weit genug zurückversetzen, um die Droschken zu begreifen? Wenn wir es versuchen, sehen wir sofort, daß sie sich nicht klassifizieren lassen nach Cuvier, Linné, Milne Edwards oder Quatrefages. Nur die Dichter bleiben, um ihnen ihr Recht zu verschaffen.

Das Geschlecht der Droschken wird verschwinden, wie der Pferdeomnibus durch den Benzinsaurier getötet wurde. Ein paar kränkliche Exemplare fristen ein armseliges Leben, wie die wenigen Giraffen, die es noch auf der Erde gibt.

Diese Droschken, denen man hie und da noch begegnet, sehen wie verirrte Insekten aus, versprengt von ihrem Stamm, ohne Hoffnung auf Rückkehr, sie suchen Abenteuer und tragen, ohne Ruhe zu finden, eine Last, um sich selbst zu täuschen. Es sind Heuschrecken, die sich überlebt haben.

Die Droschke muß zuerst eine Amöbe gewesen sein, dann die Krankheit eines Zentauren, ein Krebs, ein häutiger Sproß, eine Rosa Josepha besonderer Art.

Dann ein selbständiges Tier, wie eine Fledermaus auf Rädern, ein verwandeltes Beuteltier.

Sie war vielleicht ein Seepferd, als der Mensch ein Affe war.

Später häuften sich Menschen und Tiere. Große Spinnen schmarotzten, klammerten sich aneinander, vereinigten und begatteten sich. Die Fledermaus, die erst riesig war, wurde kleiner und kleiner, blind und taub, zog sich in sich selbst zurück und erwachte erst in der Regenzeit, um vorsichtig die feuchte Last abzuschütteln, die auf ihr ruhte.

Die Zwangsarbeiten am Sabbat, an dem die von den Hexen Verurteilten Kugeln schleifen mußten, erneuerten die Rassen durch Vermischung.

Die Art bildete sich aus, festigte und vollendete sich. Eine Elite sonderte sich ab, die trug Uhr und Galoschen. Der Mensch gab ihr seine Seele und seine Faulheit. Die faulen Droschken ließen sich von Auvergnern führen und von Geistern ziehen, an deren Stelle bald abgewirtschaftete Junker traten, fadenscheinig und ausgemergelt, daß das Geschirr im Galopp klirrte; ein trauriger Anblick.

*

Eines Abends döste ich bei erstickender Hitze auf einem Stuhl in den Champs Elysées, sah auf die vorbeischlendernden Leute, auf den Platz der Concorde, und begann zu träumen.

Das Ende der Welt war da, ein mildes und ungeheuerliches Ende. Das Wasser stieg mit unerbittlicher Gleichgültigkeit.

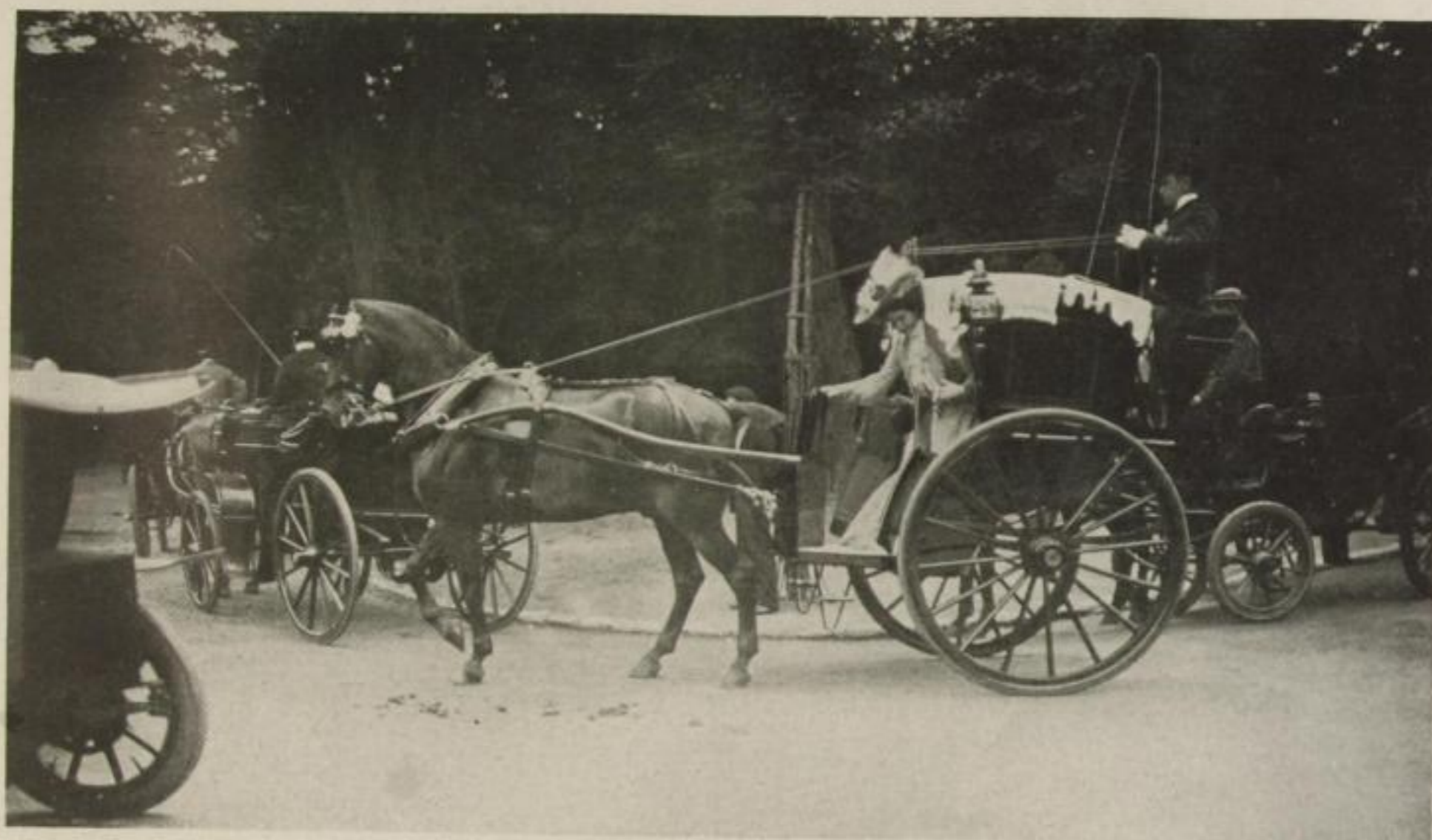
Eine riesige schon schwimmende Droschke kam auf mich zu, das Pferd schnaubte, stieß an meinen Stuhl, wobei grüne Rauchspiralen aus seiner Nase kamen, mich benebelten und erregten; da sah ich, daß es ein Zentaur war mit dem Gesicht von Barbey von d'Aurevilly.

Ich glaubte ihn mit seiner gewöhnlichen Hochnäsigkeit zu mir sagen zu hören: „Das Wetter ist wahrhaftig zu schlecht. Ich habe meine Möbel aufs Land geschickt und nur das Nötigste bei mir.“ Seine Augenbrauen waren aus Salpeter. Nun schrie er wild: „Steigen Sie ein, steigen Sie ein!“ Ich hätte ihn gern aufgespießt. Er fuhr mich lang durch die nächtliche Stadt. Das Wasser stieg bis zu uns herauf. Die Lampen weinten rote Tränen. Die Mauern bildeten schwere Hindernisse wie in Valogne zur Zeit des Chevalier des Touches.

Ich näherte mich seinem Ohr, um ihn zu fragen, wo er uns hinfahren wolle, als er plötzlich vor einer riesigen flammensprühenden Tür anhielt und mich hart schüttelte: „Wir sind da“, sagte er.

Ich las auf der Tür: ZUR HÖLLE.

(Deutsch von Peter Eysoldt)



In alten Bois de Boulogne



Droschke in Moskau

Leibovici-Unionbild



Die erste Droschkenkutscherin (Paris)



International Graphic Press
Beim Pferdearzt (London)

Der Frühling



Armstrong Roberts



Delius

Der Lausbub Beaumarchais

Von

Paul Frischauer

Auf der Handschrift des „Fragment de mon voyage en Espagne“ von Beaumarchais findet sich eine Randbemerkung seines Vaters: „Sehr schlechter literarischer Versuch eines Schlingels, der mit dreizehn Jahren die Schule verlassen hat.“

Goethe, der das Fragment in seinem „Clavigo“ dramatisierte, war anderer Meinung. Er sagte zu Eckermann: „Dieser Beaumarchais war ein toller Christ und Sie müssen seine Memoiren lesen, die zu den talentvollsten, merkwürdigsten und verwegenen gehören.“

Beaumarchais allerdings war vom Urteil seines Vaters stärker berührt. Er hätte sich aus der Kritik Goethes nichts gemacht, um so weniger, als ihn selbst die Bearbeitung des „Clavigo“ zu folgendem denkwürdigen Ausspruch veranlaßte: „Der Deutsche hat meine Geschichte mit einem Begräbnis und einem Zweikampf überladen, Zutaten, die weniger Talent als Hohlköpfigkeit verraten.“

Der alte Caron, Vater des Pierre Augustin, der sich erst später „von Beaumarchais“ nannte, hat überhaupt nicht viel vom Dichter des „Figaro“ und des „Barbier von Sevilla“ gehalten. Der „horloger Rue St. Denis près Sainte Cathérine“ war dafür, daß sich der Junge, wie er, ausschließlich auf das Uhrmacherhandwerk beschränke, auf die Handfertigkeit, auf das Mechanische. Die Charaktereigenschaften, die ein richtiger Uhrmacher und ein anständiger Hausvater braucht, scheint er seinem Sohn nicht schlankweg und im vorhinein zugestanden zu haben. Ein Brief des alten Caron, der sich erhalten hat, spricht die deutlichste Sprache:

1. Du wirst nichts machen oder verkaufen, noch irgend etwas selbst oder durch andere machen oder verkaufen lassen, das nicht für meine Rechnung bestimmt ist. Du darfst fernerhin auch nicht der Versuchung unterliegen, Dir bei mir irgend etwas (und wäre es das Geringste) außer dem anzueignen, was ich Dir gebe. Du wirst keine Uhr zum Ausbessern oder irgendeine Arbeit unter irgend welchem Vorwand oder für irgendeinen Freund übernehmen, ohne mir davon zu sagen. Du wirst nichts, nicht einmal einen alten Uherschlüssel, ohne meine ausdrückliche Zustimmung verkaufen.

2. Du wirst im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr aufstehen und bis zum Abendessen ohne Widerstreben gegen irgendeine Arbeit fertig bringen, was ich Dir auftrage.

3. Du wirst nicht mehr außer Haus zu Nacht essen und ebensowenig abends ausgehen. Beides ist zu gefährlich für Dich.

4. Du wirst Deine unselige Musik und insbesondere den Verkehr mit jungen Leuten aufgeben, ich werde das eine ebensowenig wie das andere dulden. Sie haben Dich vereint in das Verderben gestürzt. Indessen gestatte ich Dir, aus Rücksicht für Deine Schwäche, Bratsche und Flöte zu spielen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du von dieser Erlaubnis nur am Feierabend, nie während des Werktages Gebrauch machst und weder die Nachbarn noch mich in meiner Ruhe stören wirst.

5. Ich gebe Dir volle Kost, monatlich 18 Livres, die Deinen Unterhaltungen sowie der allmählichen Abzahlung Deiner Schulden dienen sollen.

Wenn Dir diese Bedingungen zusagen und wenn Du Dir die Kraft zutraust, sie redlich zu erfüllen, dann nimm sie an und unterfertige Dich auf diesem Brief, den Du mir zurücksenden sollst.“

Auf dem Manuskript unterzeichnete neben dem Vater: *A. Caron fils.*

Beaumarchais hatte sich also dem Hausregiment gefügt — er verbrachte die Zeit im wahren Sinne des Wortes mit der Uhr in der Hand —, glaubte der Vater.

„Il n'est bon bec que de Paris“, behauptet Villon. Beaumarchais aber hat ein Übriges dazu getan und die Urpariser Eigenschaft, den Schnabel zu wetzen, mit den Nachbarinnen seines väterlichen Hauses, den dames de la Halle, den Fisch- und Marktweibern, die später in der Revolution berühmt geworden sind, geübt. Er hat sich in Jahrmarktsbuden als Gaukler und Akrobat, als Taschenspieler herumgetrieben, und sich bei diesen Eskapaden einen so guten Appetit geholt, daß sein Vater besorgt war, wie er den guten Esser, von dessen Streifzügen er nichts wußte, zu einem Verdienner ausbilden könne. Er hielt ihn zu Erfindungen an.

Tatsächlich gelang es Beaumarchais, die sogenannten Hemmungen im Uhrwerk zu erfinden. Ein Zeitgenosse allerdings sagte von ihm, daß sie die einzigen Hemmungen gewesen seien, die man je im Leben Beaumarchais' habe wahrnehmen können. Schon bei der Durchsetzung seiner Erfindung ist ihm kein Weg zu schlecht, als daß er ihn nicht doch versuchte, um von der Zunft und vom König anerkannt zu werden. Ein Herr Lepaute bestreitet die Originalität der Erfindung. Und schon ist der erste offene Brief Beaumarchais' da, ein Aufruf an die Öffentlichkeit im *Mercure de France*, in dem der künftige Verfasser frecher Memoiren, die kein noch so gut gekröntes Haupt ungeschoren lassen werden, das Publikum zum Schiedsrichter aufruft: „Herr Lepaute behauptet, ich habe seine Hemmung nicht gesehen, stellt aber fest, sie gleiche in keiner Weise der meinigen. Kann er mich also Nachahmer einer Erfindung nennen, die ich nie zu Gesicht bekommen habe?“ Die Pariser Akademie fällt den Spruch zugunsten Caron fils. Die Folge davon war, daß es ihm gelang, beim König in Audienz empfangen zu werden. Er hatte die kleinste Uhr verfertigt, die er der Majestät überreicht, nicht etwa, um Uhrmacher des königlichen Hauses zu werden (was ihm nicht erspart blieb), Hoflieferant, der in Ehren ergrauen kann. Er will nur den ersten Gang über die höfischen Parkette üben, auf denen er sich so lange wohlfühlen wird, bis er auf die Bretter zu stehen kommt, die die Welt bedeuten.

Damals, als Uhrmacher, nannte er sich Künstler, später, da er als Dichter Erfolg hatte, nahm er die Kunst nicht so ernst und meinte, es sei kein Wagnis, zu dichten, wenn man als Dichter etwas wage. „Il faut être oiseur et poseur.“ Das letztere gelang ihm zeit seines Lebens.

Man muß nur sehen, wie bescheiden er sich bei Hof einführt: als gelegentlichen Harfenlehrer der Prinzessinnen. Wie bescheiden er den Mechanismus der Harfe verbessert und gleichzeitig einem Freund erklärt, daß die elastischen Saiten des Instruments das Sprungbrett seiner Karriere sein werden. Er weiß noch nicht, wo er hinaus will, hoch hinaus jedenfalls. Man sieht ihn, geckenhaft angezogen, vollendeten Stutzer seiner Zeit, bei allen Vergnügungen und festlichen Veranstaltungen, und niemand weiß, woher er die Mittel dazu nimmt. Plötzlich hat er sogar das Geld, um die Stelle des Oberaufsehers der Hofküchenschreiber zu erstehen. Das Amt gehörte nebst dem des königlichen Tafeldeckers und Kriegskassenkontrollors einem Herrn von Franquet, der es ebenso freiwillig aufgab wie wenige Monate darauf sein Leben. Er ermöglichte es Beaumarchais, mit einemmal befugter Höfling und Gatte seiner Witwe zu werden. Herr von Franquet hatte auch weiter für den jungen Caron und sogar für seinen gutklingenden Dichter-



Werner Bürger

— Sie haben recht, Herr Kollege, ein Stück muß so gebaut sein,
daß jeder Schafskopf mitgehn kann . . .

namen gesorgt. Er hinterließ eine Liegenschaft, die „Beaumarchais“ hieß. Nach der nannte sich der neugebackene Ehemann. Aber war ihm der erste Mann seiner Frau zur rechten Zeit gestorben, sie starb ihm zu früh. Er hatte es versäumt, die Ehepakten gerichtlich protokollieren zu lassen, und zehn Monate nach der Hochzeit mit der Witwe eines millionenreichen Kriegskassenkontrollors sieht sich Beaumarchais ohne Mittel. Ihre Mutter und ihre Verwandten beschlagnahmen das Vermögen, er selbst steht unter Mordverdacht und hat zum Schaden den Spott. Voltaire verteidigt ihn: „Ich glaube nicht, daß Beaumarchais jemals irgendwen vergiftet hat.“ Eine Dame der Gesellschaft allerdings behauptet: „Diesem Mann schwitzt das Verbrechen aus allen Poren!“

Ebenso wie die Geschichtschreiber des nachfolgenden Jahrhunderts haben die Zeitgenossen Beaumarchais' außer acht gelassen, daß er nicht nur Uhr- und Geschäftemacher, Höfling und Geheimagent, Politiker und Dichter war, daß er vor allem Hanswurst vor sich selbst und ein Lausbub erster Güte gewesen ist. „La gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois“, erklärt Victor Hugo. Aber im Leben dieses restlos gallischen Beaumarchais war die Lausbüberei mehr als eine Nuance. Sie war ihm Mittel und Zweck zugleich. Er hat nie etwas ernst genommen. Er hatte den Grundsatz, über alles zu lachen, aus Furcht, sonst darüber weinen zu müssen. „J'etis si gai, si fou, si heureux“, schreibt er und bleibt immer, zumindest nach außen hin, guter Laune.

Er ist durch den Tod seiner Frau materiell zusammengebrochen. Jeder glaubt, daß er den Boden unter den Füßen endgültig verloren hat. Aber ehe man sich dessen versieht, ist Beaumarchais obenauf, aus dem erborgten Namen ist ein vollgültiges Adelsprädikat geworden, aus dem unscheinbaren Aufseher der Hofküchenschreiber der Generaleutnant der königlichen Jagden, aus dem Habenicht, der mehr vom Mund lebt, als von der Hand in den Mund, der Liebling des ersten Finanzgenies seiner Zeit, des Mehlgenerals Duverney. Der reiche Mann vergilt seinem jungen Freund jede seiner Schmeicheleien mit barer Münze. Er bekommt eine Leibrente und die Stelle eines königlichen Sekretärs, eine der viertausend völlig überflüssigen Posten, mit welchen ipso facto der Adel verbunden war. Nun hat er das Recht, sich „von Beaumarchais“ zu nennen. Er reist nach Spanien. Nachdem die Geschäfte, die er dort durchführen wollte, mißlungen sind, schreibt er sein berühmtes Fragment. Er hatte vorgehabt, das Monopol für den Negerhandel nach den Kolonien zu erwerben. Am Schluß der langen Ausführungen, in denen er das Geschäft dem Staate vorschlägt, steht der für Beaumarchais typische Satz: „Verzeihung für die Längen. Ich habe nicht die Zeit gehabt, kurz zu sein.“

Für alle Geschäfte hat er ein Losungswort: „Mein Interesse bürgt für mich.“ Er ist unaufhörlich auf der Hetzjagd nach Geld und Macht. Und als er nach Paris zurückkehrt, bekommt er das Recht, die unermesslichen Forste von Chinon auszubeuten. Er führt den siebenjährigen Freundschaftskrieg mit Duverney, der seinen Gönner runde viermalhunderttausend Franken kostet. Er wäre vielleicht überdies noch mit einem Erbteil bedacht worden, wenn er sich nicht mit dem Neffen des Finanzmannes, dem Grafen de la Blache, so gründlich verfeindet hätte, daß der von ihm sagte: „Ich hasse Beaumarchais so glühend, wie man sonst nur ein Mädchen lieben kann.“ Gleich nach dem Tode Duverneys gibt der Graf diesem Haß dadurch Ausdruck, daß er Beaumarchais in einen Prozeß verwickelt, der den materiellen Zweck zwar erreicht, es aber dazu bringt, daß Beaumarchais wie immer auf die Butterseite fällt und über Nacht berühmt wird.

Das Gerichtsverfahren der damaligen Zeit hatte, wie der Richter im Prozeß Beaumarchais—La Blache, Herr Gözman, freimütig äußerte, erst den Menschen und dann die Sache im Auge. Herr Gözman und seine Frau sind auf seiten La Blaches; zwar sind sie auch von Bamauerchais bestochen, doch nicht so ausgiebig wie von La Blache, und so kommt es, daß Beaumarchais aus Angst vor dem Urteil an die Öffentlichkeit appelliert. Seine Aufrufe sind die ersten Raketen am Horizont der herannahenden Revolution. Niemand glaubt, daß der berüchtigte

Hintertreppengeher, der Geck und Stellenjäger Beaumarchais selbst der Autor dieser Streitschriften gewesen sein könne. Jean-Jacques Rousseau, um sein Urteil befragt, meint ernst: „So kann man nur seine eigene Sache vertreten!“ Beaumarchais heiter: „Wenn meine Gegner nicht glauben, daß die Memoiren von mir sind, warum bestellen sie nicht ähnliche bei demselben Schreiber für sich?“

Er hat die Lacher auf seiner Seite, der Graf den Erfolg. Beaumarchais verliert den Prozeß und wird blâmé. Er rechtfertigt als öffentlich Infamer den Ausspruch seines Königs: „Kein anständiger Mensch kann es an meinem Hof aushalten“ und etabliert sich als tätiger Höfling. Er läßt sich den Auftrag erteilen, in London das Erscheinen von Pamphleten gegen die Dubarry zu verhindern. Nur er mit seiner „eloquence du moment“ könne den Erpresser Morand beeinflussen, der sich an der Themse angesiedelt hat und von dort Titelblätter, die künftig zu schreibenden Pamphleten vorangestellt werden sollen, nach Paris schickt, um sich das Nichterscheinen abkaufen zu lassen; nur er ihn bestimmen, die Memoiren gegen die Dubarry unter dem Preis nicht zu schreiben. Als Beaumarchais dem Staatsminister, der ihn nicht persönlich kennt, unter einem Decknamen darüber Bericht erstattet, erklärt d'Aiguillon, bestochen von seiner Art zu sprechen: „Entweder Sie sind der Teufel oder Beaumarchais in eigener Person!“

Indessen stirbt Ludwig XV., und Beaumarchais ist wieder auf dem trockenen. Da sieht man ihn schon auf der Reise nach Wien, in seinem Portefeuille ein Titelblatt aus der Fabrik Morands: „Das Liebesleben der Marie Antoinette“, das er sich abkaufen lassen will. Freilich verfährt er nicht nach der plumpen Erpresserart Morands, mit dem er zweifellos unter einer Decke steckt. Er kommt als königlicher Abgesandter, mit einer Vollmacht des Polizeiministers von Sartines an den Hof der Kaiserin, unter dem Vorwand, daß man dieses abscheuliche Pamphlet der sittlichen jungen Marie Antoinette nicht einmal zeigen dürfe, und daß daher ihre Mutter Maria Theresia das Geld dazu beisteuern möge, es zu unterdrücken. Der Coup, den Beaumarchais in Szene setzt, gelingt nicht ganz. Er kommt zwar an den Hof der Kaiserin, nicht ohne daß er, unter fremdem



Serge

— *Rastelli ist nicht mehr . . .
ach, ich arbeite ohne Ehrgeiz!*

Namen reisend, einen Überfall vortäuscht, den die angeblichen Herausgeber des Pamphlets angeblich gegen ihn unternommen haben; aber alles, was er erreicht, ist, daß er, mit armseligen tausend Dukaten beschenkt, abziehen muß und daß der Kanzler, Fürst Kaunitz, der Kaiserin berichtet: „Wenn man alle Umstände genau kombiniert, kann man sich des Argwohns nicht entschlagen, daß Beaumarchais selbst der Fabrikant des Libells sein dürfte.“

Beaumarchais kehrt nach Paris zurück, und als berüchtigter Berühmter schreibt er seine Stücke. Aber man hat es nicht leicht, wenn man ein Stück geschaffen hat, das nach hundertundfünfzig Jahren noch modern sein wird, es an einer Bühne anzubringen. Die Comédiens italiens lehnen den „Barbier von Sevilla“ ab. Das hervorragendste Mitglied der Truppe, Mr. Clairval, dem Beaumarchais seinen Barbier zugeordnet hatte, ist selbst Barbiergehilfe gewesen, bevor er Schauspieler wurde, und will nicht an seine Vergangenheit erinnert werden. Es bedarf aller möglichen Intrigen, eines vielfältigen Weges über die Parketten, bis der „Barbier von Sevilla“ auf die Bretter kommt — und von einem mehr als wohlwollend gesinnten Publikum abgelehnt wird. Man hat Beaumarchais zwar gewarnt, man hat ihm gesagt, daß das Stück durchfallen werde, er hatte erwidert: „Möglich, aber fünfzigmal nacheinander.“ Diesmal hatte der zahlensichere Beaumarchais die Zahl unterschätzt.

Aber auch beim „Figaro“ gibt es Schwierigkeiten, die erste Vorstellung durchzusetzen. „Der König will nicht, daß ‚Figaro‘ gespielt wird“, erklärt Beaumarchais, „ich aber gelobe: er soll gespielt werden!, und müßte das im Chor der Notre-Dame-Kirche sein.“ Tatsächlich muß Ludwig XVI., der die Aufführung auf Veranlassung eines Feindes Beaumarchais' untersagt hatte, diesem erklären: „Sie haben in Ihrer Sache nur mich auf Ihrer Seite. Ihr Anliegen ist aussichtslos!“ Außer dem König ist noch die Kritik gegen Beaumarchais. Die Berufs-Schriftsteller wollten von dem dramatischen Freischärler nichts wissen. Als Beaumarchais Diderot ein Exemplar seines Stückes überreichte, empfing ihn Diderot mit dem ironischen Ausruf: „In welches Wespennest haben Sie da gestochen!“ und Herr Grimm, der vertrauteste Freund des Dichters des „fils naturel“, schreibt, daß „dieser Beaumarchais“ niemals etwas Gutes, bestenfalls nur etwas Mittelmäßiges zustande bringen werde.

Beaumarchais wurde dieser Kritik durch die Verhaftung entrückt. Wann immer er selbst sich einer Unannehmlichkeit nicht entziehen konnte, tat es ein *deus ex machina* für ihn. „Le patron de la gaminerie“ nannte er selbst seinen Schutzgeist.

Sein Geltungsbedürfnis war nicht restlos befriedigt. Nun bekam er das restlose Bedürfnis nach Geld. Und da er sich nicht mit Kleinkram abgab, unternahm er es, die Befreiung der englischen Kolonien auf dem Territorium Nordamerikas von der Oberhoheit des britischen Imperiums zu unterstützen. Er gründete das Kaufhaus Hortalez und Cie., kaufte aus der Sachdemobilisation Friedrichs des Großen nach dem Siebenjährigen Krieg Waffen, Munition, Uniformen und lieferte sie nach Übersee. Der Kongreß der einigen Staaten von Amerika, die sich später die Vereinigten nannten, quittierte Schiffsladung um Schiffsladung und schließlich auch die Person des Herrn von Steuben, den Beaumarchais gleichzeitig mit dem preußischen Kriegsgut erworben hatte. „Diese Überfuhr wird Zinsen



George Grosz

- Jetzt ist Goethe schon hundert Jahre tot . . .
- Was wollen Sie? Der Mann hat ja schließlich auch über 80 Jahre gelebt!

tragen“, schrieb Beaumarchais seinem Neffen, den er Steuben als Begleiter mitgegeben hatte: „Ruhm für den General und Geld für mich.“

Aber die Unternehmung brachte erst seinen Erben Gewinn, das heißt, soweit es auf die Zahlungen der U. S. A. ankam. Er selbst hatte durch die Subventionen der französischen Regierung sein Schäfchen ins Trockene gebracht.

Als Kriegslieferant, Politiker, Dramatiker, Holzindustrieller, Uhrmacher, Harfenist und weiß Gott was noch hatte er sich schon betätigt. Jetzt wurde er Verleger, kaufte die Manuskripte Voltaires um einen ungeheuren Preis an, errichtete Papiermühlen, Druckereien und gab das gesammelte Werk heraus. Man rechnete nach, daß er bei diesem Unternehmen ungeheure Summen verloren habe. Er selbst sagte: „Mein Schaden beträgt eine Million, aber Millionen haben davon Nutzen.“

Die Revolution bricht aus. Beaumarchais wird verhaftet. Schon sitzt er unter den der Guillotine Geweihten. Um die anderen bemühten sich Freunde vergebens, ihn holt ein Feind heraus und rettet ihn vor dem Scharfrichter. Während die Köpfe fielen, ergab er sich in England der Muße. Das war für ihn die Möglichkeit, unabgelenkt vom Vielerlei des äußeren Lebens zu schreiben. Man läßt ihn nach Paris zurück. Man sollte glauben, daß der bald Siebzigjährige nun müde ist. Aber er hatte schon früher gesagt: „Ma vie est un combat.“ Schlag auf Schlag! Und er kämpft tatsächlich so lange, bis ihn der letzte Schlag in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 dahinraffte.

Herr von Göthe ist ein schlechter Versifex

Protestation gegen den „Faust“

Von

Franz von Spaun

Ich war vorbereitet eine romantische Schöpfung nach dem neuesten Geschmacke zu finden. Allein was ich fand, übertraf meine Erwartung, und ich hatte nicht sobald den Prolog im Himmel gelesen, als ich dieses Meisterwerk unter den Tisch warf.

Diese Scene ist aus dem Buche Hiob entlehnt, oder vielmehr parodirt. Die drei Erzengel treten vor und relationiren, daß in der Planeten-Welt alles gut gehe; aber in so gemeinen nonsensikalischen Ausdrücken, daß man über die Unbeholfenheit dieser himmlischen Hofkavaliere vor Ärger lachen muß. Raphael sagt: „daß der Anblick der Sonne den Engeln Stärke gebe, wenn keiner sie ergründen mag.“ Dieses ist ein ganz erbärmliches Gallimathias, in das kein Exeget ein Atom gesunden Menschen-Verstandes exegesiren kann. Auch kann er nicht Deutsch, und sagt im Ablativ am ersten Tag statt am ersten Tage. Ebenso kauderwelsch und platt ist die Dicerie des Gabriels, die der des Raphaels geradezu widerspricht, denn der erste sagt, die *Sonne reise im Donnergange*. Gabriel aber versichert, der Erde Pracht drehe sich unbegreiflich schnelle, (wegen des Reims mit Helle). Also ist entweder Raphael oder Gabriel ein Erzstümper im Welt-systeme. Er sagt, das Meer schäume auf in breiten Flüssen im Grund(e) der Felsen; dieses ist geradezu nicht wahr. Die Quellen, wenn sie auch durch Infiltration der Meere entstehen, schäumen nicht in breiten Flüssen, sondern in kleinen und schmalen Bächen auf. Auch Gabriel begehet jämmerliche Schnitzer gegen die Grammatik, um des lieben Reimes willen.

Michael liefert auch Beiträge zu den Elegantiis des Martinus Scriblerus. *Die Stürme*, spricht er, *bilden wüthend eine Kette*.

„Da schlägt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags.“

Es sollte heißen: (vor) dem Pfade des Donnerschlags, das Verheeren *schlägt* vor dem *Donnerschlage*? und das blitzende Verheeren geht vor dem *Donnerschlage*? Was ist ein *Pfad* des Donnerschlags? Seit wann denkt man sich den Tag Gottes wandelbar? Die lieben Bothen reden so albern, daß der liebe Herr-Gott nichts klügers thun konnte, als sie in die Schule schicken, um etwas Grammatik und physische Astronomie zu studiren. Keiner von unsern Hofschranzen ist ein so jämmerlicher Ignorant, als die lieben göthischen Erzengel.

Der liebe Herr-Gott ist auch in Gleichnissen unglücklich . . . Diese allerhöchste Conversation muß wohl nach Tische statt gehabt und der liebe Herr-Gott sich am Nektar ein Prälaten-Räuschchen angetrunken haben, denn nun fängt er an so albernes Zeug zu schwätzen, daß Gott-Vater im Tollhause es nicht ärger machen könnte . . . Hierauf folgt ein mystisches Gallimathias, mit dem sich das Gallimathias im *Medecinmalgrélui* gar nicht messen kann:

Die Photo gegenüber: Oberpremière in Paris.





Musikalischer Clown

Weltrundschau



Der älteste englische Kutscher

International Graphic Press



Ecce-Photo

Der Komponist Darius Milhaud, an seinem „Maximilian“ arbeitend



Elisabeth Hertz

Ein Berliner Kontrabassist



Werfels „Maximilian“ als Oper von Milhaud (Paris, Große Oper)

Unionbild

„Wir gönnen euch, ihr ächten Götter Söhne,
Euch zu erfreuen der lebendig reichen Schöne.“

Wir schwache Erdensöhne verstehen nicht, wie das Werdende die Göttersöhne umfassen könne mit dem holden Schwanken der Liebe, und wie man die *schwankende* Erscheinung mit *daurenden* Gedanken befestigen könne. Unserer beschränkten Fassungskraft erscheint diese elende Reimerey als ein sinn- und hirnloses Wortgedudel . . . Uebrigens wird jeder, in der Mechanik der Versifikation auch nur halb Eingeeübte, erkennen, daß Herr von Göthe ein sehr schlechter Versifex sey. Bei jeder Zeile thut der Vers entweder der Konstruktion, oder dem Gedanken, den er hineinzuzwängen sich mühet, Abbruch. Dieser Prolog ist ein wahres Muster, wie man nicht in Versen schreiben soll. Die verflossenen Zeitalter haben nichts aufzuweisen, das in Rücksicht auf anmaßende Erbärmlichkeit mit diesem Prolog zu vergleichen wäre . . . Ich muß mich aber kurz fassen, weil ich ein lang und leider auch langweiliges Stück Arbeit übernommen habe. Dem Leser soll ich beweisen, daß der berühmte Faust eine usurpirte und unverdiente Celebrität genießet und sie nur dem verderblichen Gemeingeiste einer *Associatio obscurorum virorum* verdanke.

Der arme Faust spricht ein ganz unverständliches Kauderwelsch, in dem schlechtesten Gereimel, das je in 5ta von irgend einem Studenten versifizirt worden ist. Mein Präzeptor hätte mir dem Steiß vollgehauen, wenn ich so schlechte Verse, wie die folgenden gemacht hätte:

O sähst Du, voller *Mondenschein*
Zum *letztenmal(e)* auf meine Pein
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult(e) herangewacht.

Ein Kranker, der in der Fieberhitze phantasirt, schwätzt lange nicht so albern als unser oder vielmehr der Göthische Faust.

Die Feder fällt mir aus der Hand . . . Diesen Augias-Stall zu reinigen ist mehr als Herkulische Arbeit.

Von dem unedlen der Diktion, von der Erbärmlichkeit der Versifikation, werde ich in der Folge schweigen; an dem, was der Leser sah, hat er Beweise genug, daß der Herr Verfasser in Beziehung auf den Versebau sich auch nicht mit den mittelmäßigen Dichtern der alten Schule messen könne.

Je mehr ich über diese lange Litaney von Unsinn nachdenke, je mehr wird mir wahrscheinlich, es gelte eine Wette, daß wenn ein berühmter Mann sich einfallen lasse, den flachesten, langweiligsten Unsinn zusammen zu stoppeln, so werde sich doch eine Legion alberner Litteratoren, und schwindelnder Leser finden, die in diesem plattfüßigen Unsinne tiefe Weisheit und große Schönheiten zu finden, und heraus zu exegisiren wissen werden. Die berühmten Männer haben dieses mit dem Prinzen Piribinker, und dem unsterblichen Dalai Lama gemein, daß man ihren Kaka als Confekt aufischt, und als Reliquien verehret. War dieses des Herrn v. Göthe's Absicht, so hat er die Wette gewonnen . . . Auch wenn's eine Wette gilt, so hat es der Herr von Göthe doch übertrieben; wären seine Knittelverse auch nur halb so schlecht, so wären sie doch schlecht genug; wäre sein Herr-Gott auch nur halb so albern, so wäre er dumm genug. Sein Faust ist ein gar erbarmlicher unbedeutender Schafskopf. Der Teufel hat



Vera Joho

—Wenn ich so denke, daß auch
ich mal ein Gretchen war . . .

gar keine Ehre von seinem Siege; der Göthische Teufel ist auch nur stark *im Gesichter schneiden*. Er thut nichts, das eines solchen Geistes würdig wäre. Er ist ein ganz gemeiner Teufel, der nicht einmal so viel im Vermögen hat, daß er sich einen Bock anschaffen könnte, um auf den Blocksberg-Ball zu reiten; ein frostiger Teufel, *dem ganz winterlich im Leibe ist*; die Kühlheiten, die er spricht, hätte Herr von Göthe doch hie und da mit Witz und Laune würzen können; er hätte doch seine Wette gegen den gesunden Menschenverstand gewonnen. Wenn ein Mann von Witz und Verstand den Narren spielt, so verräth er sich doch immer, so wie der Teufel sich am Pferdefuß verräth, wenn er auch den Heiligen spielt. Der Herr von Göthe spielt seine Rolle gar zu natürlich, und läßt uns

auch nicht von Weitem errathen, daß sein Unsinn die Maske feiner Satyre sey . . .

Es mögen wohl einige Intentionen im Faust seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleksen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illumiren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat . . .

Diese Diarrhö von unverdauten Ideen rührt nicht von einem übermäßigen Andrang von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinkers des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es gibt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten . . . Wenn sich Göthes Genie von allen Fesseln frey gemacht hat, so kann ja die Fluth seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen, daß sich ein Author über conventionelle Regeln der Composition hinaussetze, so müssen ihm die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes, der Grammatik und des Rythmus heilig seyn; auch bey Dramen, wo der Zauberstab im Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereyen müssen zu großen Resultaten führen. Bey dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen zu verleiten und seinem Verführer sind seine Zauberkünste nicht nothwendig; alles, was er thut, hätte ein kupplerischer Schuft ohne Hexerey ebenso gut leisten können. Er ist filzig, wie ein Wucherer, ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebote stehen.

Kurz ein miserabler Teufel, der bei Lessings Marinelli in die Schule gehen könnte. Diesem nach cassire ich im Namen des gesunden Menschen-Verstandes das Urtheil der Frau von Stael zu Gunsten des gedachten Fausts und verurtheile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabey *winterlich im Leibe ist*, sondern um in die Cloacam parnassi preziptiret zu werden. Von *rechtswegen*.

Chinesische Lieder

In Nachdichtungen von
Albert Ehrenstein

Du Fu — Reise in die Nacht

*Am Ufer bewegt leichter Wind die kurzen Gesträuche.
Einsam über den Fluß treiben die Segelmasten unseres Schiffes.
Die Sterne strahlen auf eine weite Öde herab.
Der aufgehende Mond bescheint die strömende Fläche.
Dichten allein gibt dem Namen nicht Ruhm.
Wenn man alt und krank ist, läßt man das Beamtentum.
Leben, streben, schweben wozu?
Einsam wie der Wasservogel, der zwischen Himmel und Erde treibt.*

Li Tai Po — An meine Frau

*Ich bin ein alter, voller Weinschwamm,
Der niemals auftaucht aus dem Weinschlamm;
Weinrausch! Ich trink am Tag und sauf bei Nacht,
Drum hab ich, Weib, schon ein saftiges Jahr
Keine Nacht mit dir verbracht,
Keusch wie Kaisers Ritual-Asket.*

Du Fu — Wein

*Die sinkende Sonne scheint nieder aufs Tor.
Dämmerung über dem Fluß.
Die Gerüche der Gärten hüllen das Ufer.
Auch Rauch, wo die Scharen der Schiffer
Ihre Boote verankern.
Schon zwitschern sich in der Laube
Die Vögel zur Ruh.
Und fliegende Käfer erfüllen die Luft ringsum mit Gesumm.
Rausch-Wein, wer gab dir die Kraft,
Tausend Sorgen zu ertränken in
Einem kleinen Becher!*

Li Tai Po — Auf der Phönixterrasse in Nanking

*Phönixe stolzierten einst auf der Phönixterrasse einher
Und flogen fort, die Terrasse ist leer —
Doch der Strom fließt weiter: wie immer.
Im Wu-Schloß wuchern Blumen, wo einsam verwachsene Wege laufen,
Die Minister der Tschin modern unter uralten Grabhaufen —
Die Zeit fließt weiter: wie immer.
Drei Berge verdämmern am Abendhimmel,
Der Strom umarmt die Weiße Reiher-Insel —
Dann fließt er weiter: wie immer.
Ziehende Wolken verdunkeln die Sonne, man wimmert
Verbannt aus Kaiserstadt und Phönixschimmer —
Dann lebt man weiter: wie immer.*

Männer an der Macht

Ernst Thälmann, genannt Teddy

Von

Rochus Aper

Es war im Jahre 1925. Der große Saal der Stadthalle in Gelsenkirchen war zu klein für die Menschenmassen, die gekommen waren, um der Wahlrede des kommunistischen Präsidentschaftskandidaten Ernst Thälmann zu lauschen. Auf seiner Wahlreise quer durch Deutschland im Blitztempo — er trat an manchen Abenden in zwei und auch drei verschiedenen Orten in großen Massenversammlungen auf, redete ein paar Worte und sauste mit dem Auto weiter — war er auch nach Gelsenkirchen gekommen. Kein Kandidat ging so betriebsam auf den Stimmenfang aus wie er.

Jetzt packt der Präsidentschaftskandidat eilig sein Manuskript zusammen und wendet sich zum Gehen. Vor dem Vortragspodium hat sich eine Gruppe von Hamburger Zimmerleuten in Samtjackets und weitglockigen Hosen zusammengedrängt. Einer aus der Gruppe ruft dem Präsidentschaftskandidaten den alten landsmännischen Gruß entgegen: „Hummel, Hummel!“ Und der Anwärter auf die höchste repräsentative Machtstellung des Deutschen Reiches steht nicht an, diesen Gruß kurz, über die Schulter gewandt, mit dem einzig richtigen kommentmäßigen Wort zu beantworten, das ihn unbezweifelbar als Hamburger Eingeborenen legitimiert, und das, salonfähig abgeschliffen, ungefähr lautet: „Mors, Mors“.

Hamburger Hafenarbeiter führen eine rauhe Sprache, und Thälmann ist Hafenarbeiter. Die Kommunistische Partei, die sich damals in ihrer Agitation als die einzige Arbeiterpartei Deutschlands bezeichnete, betonte den Beruf ihres Kandidaten: Transportarbeiter! Einerlei, daß Thälmann schon eine ganze Zeitlang nur noch Diäten transportiert hatte. Seiner vierschrötigen Gestalt und dem Umfang seiner Hände glaubt man aber auch heute noch ohne weiteres die ursprüngliche Berufswahl. Auch wenn „Teddy“ erzählt, fehlt es nicht an eingestreuten plattdeutschen Wendungen wie nur een echten Hamborger Jung sie im Hafen lernen kann. Teddy ist nämlich der Spitzname Thälmanns. Wie er zu diesem Spitznamen gekommen ist, das ist nicht mehr ganz klar zurückzukonstruieren. Böartige behaupten, er solle damit auf die Plumpheit und Tolpatschigkeit eines Teddybären hingewiesen werden; andere sagen, es sei sein Deckname aus der illegalen Zeit der KPD im Jahre 1923. Jedenfalls, der Name Teddy steht Thälmann besser zu Gesicht und Figur als Ernst.

Wo immer er in einer Versammlung auftaucht, begrüßen ihn die Arbeiter freudig und herzlich mit „Hallo, Teddy!“ Das zeugt für seine und die Popularität seines Spitznamens. Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei erfreut sich unter den gemeinen Soldaten seiner Armee sogar einer großen Popularität. Er ist nicht so sichtbar und fühlbar verbontzt, noch nicht intellektualisiert und zurechtgebügelt. Er hat seine eigene Biographie noch nicht vergessen.

Um 1921 herum fiel der Transportarbeiter Thälmann, der damals noch regelrecht jeden Tag seine acht Stunden im Hafen herunterschuftete, einem bolschewistischen Emmissär auf, der die Partei für Moskau überwachte. Teddys drastische

Art, mit der er die Parteibonzen attackierte, schien vielversprechend. Die Komintern war zu jener Zeit auf der Suche nach deutschen Arbeitern, die dazu taugten, nach einem Schnellkurs auf der kommunistischen Universität, mit dem ABC des Marxismus ausgestattet, der deutschen Arbeiterklasse als die erleuchteten Führer präsentiert zu werden, um der reformistisch erweichten SPD-Clique zu zeigen, was eine richtige proletarische Harke ist. Teddy, der damals einen grünlich schimmernden, altfränkischen Hochzeitsbratenrock trug, und einen roten Schnurrbart unter seiner Kartoffelnase, verstand es ausgezeichnet, waschechtes, intransigentes Klassenbewußtsein zu posieren. Er posierte in aller Naivität und darum

überzeugend. Wie wirkte das, wenn er bei einer Rede in Hitze kam und sich Kragen und Schlips abband, um diese kleinbürgerlichen Attribute der Männlichkeit in die Hosentasche zu versenken! Da mußte doch jeder sagen: Das ist noch ein Kerl!

Wie begann Thälmanns Aufstieg? Damals führte Ruth Fischer mit ihren jungen Studenten die linksoppositionelle Fraktion der Kommunistischen Partei. Die alte Führergarnitur um Brandler und Thalheimer sollte verdrängt werden; sie erschien sozialdemokratisch belastet. Ruth Fischer, Maslow, Scholem, der heutige Universitätsprofessor Arthur Rosenberg und andere Intellektuelle hatten jedoch nicht genügend Brisanz, um die altbewährten Bollwerke der Parteiführung umzulegen. Dazu brauchte man proletarische Rammhären wie Thälmann. So wurde Thälmann als das proletarische Aushängeschild in die Parteizentrale nach Berlin geholt. Und die angeblaßten Zauderer, die sich das eigene Denken nicht abgewöhnen konnten, mußten vor soviel proletarischer Blutechtheit weichen.

Die Präsidentenwahlkampagne des Jahres 1925 machte seinen Namen weit über die Partei hinaus bekannt. Jetzt war Thälmann ein politischer Faktor, mit dem man auch in Moskau rechnen mußte. Da alle um ihn herum an seine Wichtigkeit glaubten, begann auch er daran zu glauben. Nun schliff er sich äußerlich ab. Der Bratenrock verschwand, der Schnurrbart fiel. Ein Bild nach der Präsidentschaftskandidatur zeigt den damals Vierzigjährigen im gutsitzenden Sakko, ein Mützchen auf dem Kopf, eine Hand in der Tasche, in der charakteristischen Fotografier-Pose Lenins. Das frische, derbe, gutmütige Jungensgesicht Thälmanns gewann durch den Fall des Schnurrbarts und das innere Leuchten des Machtbewußtseins. Er wurde aufgeschlossener und begann Selbstbewußtsein und Tatkraft zu zeigen. Als nach einer internationalen Konferenz in Moskau die Teilnehmer in den großen Alexandersaal



Adolf Mutter

— *Fixer, du Bengel! Hast dir wohl einen Fünfjahresplan für ein paar Stiefel gemacht!*

des Kremls zum Essen gingen, trat Thälmann mit so herrischer Miene unter sie, daß ein deutscher Parteitheoretiker auf Zustimmung stieß, als er seinem Nachbarn zuflüsterte: „Ist er nicht ein Typ wie Noske?“

Die Gegner Thälmanns werfen ihm in ihrer Presse vor, daß er aus der vierten Volksschulklasse konfirmiert worden sei; er war also viermal sitzengeblieben. Nun, die großen Männer der Weltgeschichte sind in den seltensten Fällen Musterschüler gewesen. Es läßt sich dennoch nicht bestreiten, daß Thälmann in politicis ein guter und artiger Schüler sein kann. Im kleinen Kreis beweist er zwar immer wieder den politisch praktischen Verstand des proletarischen Instinktes, eine Art Hellsicht für die Situation seiner Klasse. Darin ähnelt er übrigens dem Parteivorsitzenden der Sozialdemokratie Otto Wels. In den großen Fragen der Innen- und Außenpolitik aber bedarf er sehr der programmatischen Führung. Wenn Thälmann einen großen prinzipiellen Artikel schreibt oder wenn er im Reichstag von der Tribüne als Hauptredner seiner Fraktion auftritt und „den einzig möglichen Ausweg“ zeigt, dann ist das, was er in aller Öffentlichkeit verkündet, allemal nicht auf seinem Mist gewachsen. Wenn schon hinter einem guten Leitartikler ein guter Archivar stehen muß, so braucht der Parteivorsitzende Thälmann einen ganzen Stab, um stehen zu bleiben. Jahrelang war der heutige Vertreter der Kommunistischen Partei Deutschlands in Moskau, der frühere Reichstagsabgeordnete *Paul Dietrich*, „Teddys Füllfederhalter“. Als neulich mal in der Kommunistischen Partei von Thälmanns Schriften die Rede war, kommentierte die deutsche Zeitschrift *Trotzkis**) : „Der Kenner lächelt, wenn er von ‚Thälmanns Schriften‘ hört. Besser und richtiger würde man von Publikationen eines ‚Schriftstellerkollektivs, das unter dem Pseudonym Thälmann arbeitet‘, sprechen.“

Teddy fühlt sich als Volkstribun wie ein Fisch im Wasser. Er weiß auch, wie sich ein General von „Rot Front“ in die Brust zu werfen hat. Wenn er vor den Massen steht und reden kann, ist ihm wohl. Dann kann es ihm in seiner Euphorie passieren, daß er vom Manuskript abrutscht, auf dem nicht nur die Linie, sondern jedes Wort vorgezeichnet ist. Dann unterlaufen ihm die wundervollsten Stilblüten. Er will dem Faß die Krone aufsetzen oder die trockenen Gehirne der Proletarier mit dem Gedanken des Klassenkampfes befeuchten, oder er verlangt gar, daß die Männer sich mehr auf die breiten Massen der Frauen legen, damit auch die für die Revolution gewonnen würden.

Die Kundigen und Schriftgewaltigen der Partei raufen sich bei solchen Impromptus die Haare. Adolf Ende, der beste Redakteur der KPD, stellte einmal tröstlich fest: „Was wollt Ihr, Teddy ist eben ein expressionistischer Redner.“ Aber allen Vorwürfen, die sich direkt an ihn heranwagen, begegnet Thälmann kurz und sachlich mit einem hingeknurrten „Ach, Schiet!“

Die KPD, der die große Moskauer Gartenschere eine Führergarnitur nach der anderen kappt, hat Thälmann immerhin schon acht Jahre an ihrer Spitze behalten. Das will in dieser schnellebigen Zeit etwas heißen. Dutzende von Mitgliedern des Zentralkomitees hat Teddy an seiner Seite und dann in die Versenkung verschwinden gesehen. Und wenn man sich auch in Moskau bei Tagungen über den guten Teddy ein klein wenig lustig macht, so ist er doch ein deutscher Akteur, den Stalin immer noch für unersetzlich hält.

*) „Permanente Revolution“, Verlag A. Grylewicz, Berlin-Neukölln.

Praktischer Ratgeber für Untersuchungsgefangene

Von

Werner Helwig

Wenn Sie einmal verhaftet werden sollten, denken Sie am besten zunächst gar nicht an Ihre Familie oder an Ihr Prestige, sondern nur an die neuen Spannungswerte, die Sie aus einem so radikalen Situationswechsel heraus schlagen können. An einer Zelle beispielsweise, darf Sie nie interessieren, daß Sie darin eingesperrt sind, sondern nur jenes außerordentlich belebende Versteckspiel mit den Verboten, An- und Absichten, die der Staat Ihnen zumutet. Entwickeln Sie in sich alle Fuchsinstinkte, die Sie aufreiben können, und Sie werden sehen, daß sich mit der Zeit ein fast ironieloses, reines Vergnügen einstellt.

Wenn das große Schlüsselbund klirrend Ihre Einsamkeit besiegelt hat, werden Sie nicht, wie Sie das vielleicht aus schlechten Romanen gelernt haben, den Kopf in die Hände vergraben und gebrochen auf Ihrem Schemel hocken, sondern Sie werden Ihre Spürnase durch alle Winkel streifen lassen und feststellen, welche Gegenstände künftighin an Ihrem Leben teilhaben sollen. — Sie untersuchen den Putzkasten, sehen mal unter dem Schrankpapier nach, drehen das Tischchen um, vielleicht hat Ihr Vorgänger zellenwichtige Sachen hinterlassen. Etwa einen Bleistiftstummel, ein Fetzen Schreibpapier, eine kleine Taschenmesser Klinge (meist unter den Tisch gespießt) oder Kippenreste (Sie haben frühestens in acht Tagen erlaubte Tabakwaren zu erwarten). Die Matratze ist irgendwo an der Seite vielleicht aufgeschlitzt. Darin verborgen finden Sie unter Umständen ein dickes Knäuel aus Wolledeckenfäden geflochtener Leine. Sie haben damit eine Postrakete in der Hand, die Ihnen schriftlichen Verkehr sowie Austausch kleiner Waren, Zeitungen usw. mit Ihren Flurnachbarn von Fenster zu Fenster ermöglicht.

Vorerst sichern Sie sich also *Feuer* für die nächste Zeit. Es darf angenommen werden, daß es Ihnen gelang, im Westenfutter einige Streichhölzchen mit herein zu schmuggeln. Sie reißen nun Fetzen von Ihrem Taschentuch, spießen sie auf die Gabel, entzünden sie und pressen sie zwischen zwei Papptafeln aus, ehe sie ganz verbrannt sind. Die schwarzen Flocken, die Sie gewonnen haben, heißen *Lunte*. Sie verwahren sie im Wichsdosendeckel, schlagen bei Bedarf mit Tischmesser und dem Steingutfettnapf Funken hinein und erwecken soviel Glut, wie Sie zur Entzündung einer Kippe benötigen.

Sollten Sie Begüterte oder Freunde draußen haben, was man hoffen darf, wobei Sie sich aber nicht verrechnen dürfen, so sei es Ihr nächstes, die Klappe



Willy Wolf Rudinoff †

zu ziehen und zwei *Briefe* zu bestellen. Einen an das Gericht, worin Sie um Rauchgenehmigung, Paketempfangsgenehmigung, Besuchsempfangsgenehmigung, Lese- und Schreiberlaubnis nachsuchen; einen nach draußen, worin Sie diese Dinge bereits bestellen. Wenn Sie so verfahren, sparen Sie viel Lehrzeit, denn all diese Möglichkeiten werden Ihnen von Beamten nicht ohne weiteres mitgeteilt, sie sickern Ihnen nur langsam und tropfenweise auf dem täglichen Spaziergang von Ihren Mitgenossen zu. Wenn alles klappt, werden Sie vielleicht schon in zehn Tagen Besuch erhalten. Sie haben für diesen Fall einen *Kassiber* hergestellt, in welchem Sie Ihren vertrauenswürdigen Freund um diesen oder jenen Gefallen bitten, und ihm überdies mitteilen, auf welche Art er Ihnen Kassiber zukommen lassen kann. Wenn Sie beide geschickt sind, können Sie eine ständige unkontrollierte Verbindung herstellen. Ihr Freund muß nämlich seine Nachrichten auf die *Innenfläche einer Tabackpackung* stenographieren, nachdem er die Banderole und die Verleimung über heißen Wasserdampf gelöst hat. Dann muß er natürlich das Paket wie neu zusammenfügen. Ähnlich kann er verfahren mit Zigarettenpapierchen, die er bis auf die vordersten 20 vollstenographieren kann. Banderolierte Waren werden kaum auf ihren Inhalt geprüft und wenn auch, dann nur auf diesen. Es ist die sicherste Kassiberschiebung, die es gibt.

Ihren eigenen Kassiber aber falten Sie zu unwahrscheinlicher Kleinheit zusammen. Verschnüren ihn mit Woldeckenfädchen. Versehen ihn mit einem lose hängenden Streichholzknebel, damit Sie ihn, zwischen zwei Finger geklemmt, *Ihrem Besuch* bei der Begrüßung in die Hand drücken können. Die Augen des Überwachungsbeamten kontrollieren nur den Abschied sehr scharf. Und wenn Sie es verstehen, ein nicht zu harmloses Gesicht zu machen, werden Sie immer Schwein haben. — Sollten Sie *Komplizen* drinnen haben und sollte eine Verständigung mit diesen wichtig werden, besuchen Sie tapfer jede religiöse Veranstaltung. Der Zufall kann es fügen, daß Sie zusammen auf dieselbe Bank zu sitzen kommen. Er hat es schon oft gefügt. Nie aber vertrauen Sie den Kalfaktoren irgendwelche Nachrichten zur Verschiebung an, Sie können immer sicher sein, daß eine Abschrift bei Ihrem Untersuchungsrichter landet. Ist der Komplize eine Etage tiefer untergebracht, so kommt die Leine eventuell in Frage. Am besten aber ist es, wenn Sie seine *Spazierzeit* ausknobeln, dann vom Fenster aus Fingerzeichen geben und ihm Ihre Nachrichten als kleines, steinhartes, schmutzgefärbtes Knäuel vor die Füße werfen. Er wird es unter die Rasenkante stoßen können und beim nächsten Umgang unauffällig aufheben.

Im Gefängnis jemand zu fragen: „*Hast Du nicht ne Kippe für mich?*“ ist soviel wie ein Angebot auf Freiheit im persönlichen Verkehr, Gleichheit in der sozialen Stellung, Brüderlichkeit im Zusammenleben. Gleich bei Ihrem ersten Morgenspaziergang im Hof werden Sie also gut tun, Ihre Vorder- und Hintermänner um Kippen anzufechten. Bereitwilligst müssen Sie überdies all Ihren Genossen Gelegenheit geben, sich überlegen und erfahren zu fühlen. Man wird es Ihnen danken, und Sie geraten mühelos in den Besitz aller Flur- und Zellenheimnisse Ihrer näheren Umgebung. Und das Rauchen werden Sie ohnehin brauchen.

Treten Sie schweren Jungens gegenüber immer als bescheidener lernbegieriger Laie auf; selbst wenn Sie einer sind. Erzählen Sie Ihren Fall ruhig so wie er ist, man wird Ihnen dann nicht glauben, und Sie sind gesichert. Wählen Sie für die



Otto v. Wätjen, Die Budapester Straße in Berlin um vier Uhr morgens im März (Pastell)

Galerie Flechtheim



Kamillo Ruzička, Landschaft (Oel)

Galerie Billet, Paris



Auf der Insel Ischia

Allina-Wien



Bergluft-dös is do gwiß
 dö macht an jeden frisch
 und a Schluck Enzian
 der richt' Di z'sam.

Dr. Bruck
 Gasthausschild im Allgäu

HOTEL BÄR & POST
 CHRIST. MONSCH
 ZERNEZ

AUTOGARAGE

40 Min. vom Schweiz. Nationalpark
 entfernt

Zernez, den

Herr Fracaro hat uns, mit sein Auto,
 während 6 Tagen von Meran bis Palzarego und
 auch nach Sella Pass, Karersee, Stelvio Offen Pass
 geführt. Es war eine wunderschöne Tour. Sein
 Auto war vorzüglich und er selbst is ein
 Conducteur von ersten Range

Albert
 König der Belgier
 1 July 1937
 Zernez.

Königliches Zeugnis

Zeit Ihrer Internierung das unstarre System. Sie werden nach kurzer Zeit bemerken, daß Sie um so weniger von sich preisgeben, je labiler Sie sich Ihrer Umgebung darbieten. Nichts ist hier so unklug wie die Bezeigung von Gesinnung. Auf allen Fronten würden sich Gewalten gegen Sie erheben. Machen Sie sich zum vermeintlichen Spielball aller, dann werden Sie Ihre Nerven retten und können später einmal Ihre Gesinnung da anlegen, wo Sie etwas mit ihr erreichen.

Kleinen netten Zeitvertreib in der Art nachmittäglicher Gesellschaftsspiele dürfte eine *Klopfunterhaltung* durch die Wand bieten. Oder ein Fensterferngespräch mit Ihren Nachbarn. Das eine setzt ein vorher vereinbartes Morsealphabet voraus, das andere lediglich Vorsicht. Sie dürfen sich weder am Fenster noch bei einer Unterhaltung erwischen lassen. Sie gehen also hinter Ihrer Spruchtafel in Deckung und sprechen schräge durch die geöffnete Klappe zur Nachbarzelle hinüber. Die Mauern tragen Ihre gar nicht einmal laut gesprochenen Worte unter Umständen zehn bis fünfzehn Meter weit. Sie werden bemerken, daß der Posten unten erfolglos die redenden Hausfronten abhorcht. Sieht er Sie nicht, kann er nichts feststellen. Wenn Sie und Ihr Nachbar außerdem ab und zu den Spiegel heraushalten, werden Sie Ihr beiderseitiges grinsendes Gesicht darin einfangen können. Das gibt viel Gelächter. Sie dürfen bei allem aber nicht die schlüsselklimpernden Schritte des Wachtmeisters überhören, der auf dem Flur von Guckloch zu Guckloch wandelt. Um ihm die Sicht zu erschweren, verschmieren Sie den Spion mit Seife. Er sieht dann lediglich Wolken, und Sie haben Zeit, eine harmlose Position einzunehmen.

Einmal erworbenes *Beamtenwohlwollen* dürfen Sie in keiner Weise verstimmen. Lange Titelanreden werden gerne gehört. Z. B.: „Herr Justizoberwachtmeister“ können Sie getrost jeden Hausknecht ansprechen und er wird Ihnen keinen in die Fresse schlagen, sondern Ihnen glauben. Der Gerichtschreiber heißt in der Republik: Herr Urkundsbeamter; und der Anwärter auf die Anwartschaft zum Beamten heißt: Herr Subnumerar, und darf dieses auf seine Wohnungstür schreiben. Sollten Sie kein an sich imponantes Äußeres haben, ist es ferner von Nutzen, häufig „Danke“ zu sagen.

Bei dem *täglichen Spaziergang* werden Sie bald lernen, in Ihren hochgeschlagenen Mantelkragen hineinzusprechen. Man kann sich so nach vorwärts und rückwärts unterhalten, ohne gesehen zu werden. Auf diese Art vermeidet man es, den Bewachungsposten zum Sprechen zu bringen.

Wenn Sie sehr melancholisch sind, machen Sie ein Gesuch, um in *Gemeinschaftszelle* zu kommen. Dort ist es aber bei weitem nicht so amüsant wie in Einzelzelle. Sie haben dort lange nicht so viel Genuß am ständigen unbemerkten Umgehen der Hausordnung, am Überwinden der staatlicherseits gewollten Schwierigkeiten. Die Chance, sich viele gute Muskeln, ein gesundes Raubtiergebiß zu verschaffen, fällt hin. Denn die Gemeinschaftszelle ist meistens bevölkert vom kleinen Mann. Während Sie in Einzelhaft unter Auserwählten *Einer* sind und es mit Stolz sein können. Sollten Sie dagegen das Glück haben, in Gemeinschaft wirkliche Spitzbuben anzutreffen, so werden Sie bald wahrnehmen, daß man eine Sprache spricht, die nicht für Ihre Ohren ist. Also lieber allein. Man hat dann durch die Distanz mehr Bedürfnis nacheinander, daher mehr Vertrauen zueinander und also mehr Vergnügen aneinander.

MARGINALIEN



Das erste Grün

Abbitte an das Schneeglöckchen

Von Franz Pühringer

*Mein Schneeglöckchen,
Ich liebe dein Weiß,
Es ist so leis,
Wie nichts auf der Welt.
Ich wär so gerne zärtlich zu dir,
Wie du zu mir,
Aber das weißt du ja gar nicht, gelt?*

Ja du bist
So gut zu mir, wie ichweißnichtwas.
Ach, wüßtest du doch, daß ich dir dafür ein Opfer bringe,
Ach, könntest du mich nur verstehn,
Ach, ahntest du nur, daß
Ich mich für dich lächerlich mache, indem ich dich besinge,
Denn . . .

Jetzt hätt' ich dich bald belogen,
Um ein Haar,
Denn das mit dem Sich-lächerlich-machen ist
Ja gar nicht wahr.
Vor zwanzig Jahren, ja, da wäre das noch was anderes gewesen,
Da hätte man ein Gedicht für dich nur mit Achselzucken gelesen,
Aber heute findet man so was bereits wieder apart.
Und nur aus diesem Grund — ich hätt' dir die Enttäuschung gern
Hab ich dir mein Gedicht geweiht. [erspart —
Doch sei mir deshalb nicht böse,
Schau, ich bereue es,

Es tut mir ohnehin (allerdings um meinetwillen) leid,
Daß ich's nur tat um Geld und aus Eitelkeit,

Daß deine Schönheit für mich nicht so stark
Und erschütternd war
Wie der Dollar
(Beziehungsweise die Mark).

Inquit Maximilianus Pallenberg, Vir Clarissimus:

Cogito, ergo bibamus.	Post iucundam iuventutem —
Quamquam desunt vires, tamen est laudanda voluptas.	semper aliquid haeret.
Donec eris felix, multas numerabis amicas.	Hic Robert, hic Saltenburg!
Quidquid plagias, prudenter plagias et respice finale!	Aberratio delectat. Nolens olens . . . Ubi bene, ibi paprica.
	Referrit Paulus Schiller

KURHOTEL
MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Warum haßt Josephine Baker ihre Heimat?

Von Emerich Seidner,

unserem ungarischen Mitarbeiter in Genf*)

Es ist acht Uhr abends und ich rufe schon zum dritten Male das Zimmer No 7. — umsonst.

— Chambre No 7? Personne . . .

Der liebenswürdige Portier riet mir mit dem Sekretär der Künstlerin in Verbindung zu treten.

— Sehen Sie dort diesen kleinen Herrn, der ein kleines belgisches Hündchen unter den Rock hält? Der ist es . . .

— Pardon, Monsieur le Secretaire . . . sprach ich den kleinen Herrn an.

— Pardon, Monsieur, sie sind im Irrtum. Ich bin nicht der Sekretär, den sie suchen. Ich bin der intime Freund Mademoiselle Josephines . . .

— Aber Verzeihung . . . mein Herr . . .

— Tut mir Leid. Ich muß augenblicklich ins Theater mit dem kleinen Hündchen, das auf dem heutigen Programm mitwirken tut . . . Wollen sie vielleicht mit diesem Herrn sprechen.

Der „*ami intime*“ der göttlichen Josephine stellte mich einem stattlichen, festgebauten Herrn vor, dem ich, nach dem ich ihm meine Karte überreichte, während etwa fünf Minuten das Ziel meines Besuches mit allen Einzelheiten erklärte. Daß ich der und der bin, das und das will, kurz, es handelt sich um ein ganz kleines Interview . . .

Der stattliche Herr schmeichelte liebenswürdig zu dem was ich ihm gesagt habe, spitzte die Ohren und zum Schluß sagte er mir — auf italienisch — er verstehe kein Wort französisch . . .

— Wie Schade, sagte ich, daß ich die schöne Sprache Dantes nicht verstehe . . .

In diesem Moment fiel mir die bekannte Figur Adolphe Menjous auf. Mit dem kleinen Schnurrbart, mit dem ständigen Lächeln auf die Lippen spazierte er in der großen Halle des

Hotels ein wenig ungeduldig herum. Dieser Menjou, sagte ich mir, gehört wahrscheinlich zu der Suite der Künstlerin. Mal fragen . . .

— Verzeihung, Herr Menjou, sprach ich ihn an, in einem Ton, der glauben ließ, ich sei ein alter Bekannter des Filmschauspielers.

— Pardon, ich bin nicht der Menjou, vielleicht sein Doppelgänger. Ich bin der Gatte, der Mademoiselle Josephine . . .

Ach so. Das ist also der italienische Graf, von dem sich herausstellte, er sei nur ein Operetten-Graf. Der Gatte der Baker . . . Auf seiner Visitenkarte heißt es „*Pepito Abattino, ausschließlicher Manager von Josephine Baker.*“ Tatsache ist, daß seine Aehnlichkeit mit Adolphe Menjou einfach irreführend ist.

— Sie wollen also mit der Josephine sprechen? Das einfachste, was es gibt . . . Bitte, kommen sie mit mir.

Signoro Abattino führte mich in einem auf den Kopf gestellten Speisesalon, in dem die schwarze Künstlerin in halbnacktem Zustand supierte. Das heißt, allen Anschein nach sollte sie mit dem Souper beschäftigt sein. Aber schon im Vorzimmer hörte ich ein scheußliches Aechzen, von dem man unmöglich feststellen konnte, wem es galt.

— Was ist los, Josephine?

— Die haben mir schon wieder *Crème* serviert. Ich mag den *Crème* nicht . . .

— Aber der Arzt . . .

— Ich pfeife auf dem Arzt, der hätte mir lieber Gulasch verordnen sollen. *Crème* ist für mich gleichbedeutend mit Gift . . .

Nach dem sie mich endlich erblickt hatte:

— Oh, c'est gentil, daß sie gekom-

* Wir bringen diese Interviews (siehe auch „Liebe und Politik“ im Heft 11, 1931) in der Originalfassung des Autors.

men sind. Wollen sie ein Wiener Schnitzel?

— Vielen Dank. Ich esse nie Fleisch...

Die Künstlerin wandelte sich in ein großes Fragezeichen um.

— Ich bin nämlich Vegetarianer... ergänzte ich.

— Na, sie sind aber lustig... Aber das sage ich Ihnen im Voraus, daß über Politik wird nichts gesprochen... Es gibt Leute, die extra dafür bezahlt sind. Ich verstehe nichts zu solchen Dingen... Sagen sie mal, was gibt es denn eigentlich mit den Reparationen?

— Aber, Liebste, rege dich mit Politik nicht auf... flehte sie der Gatte an.

— Ich will endlich wissen, was mit den Reparationen geschieht! Warum will der Brüning nicht zahlen?

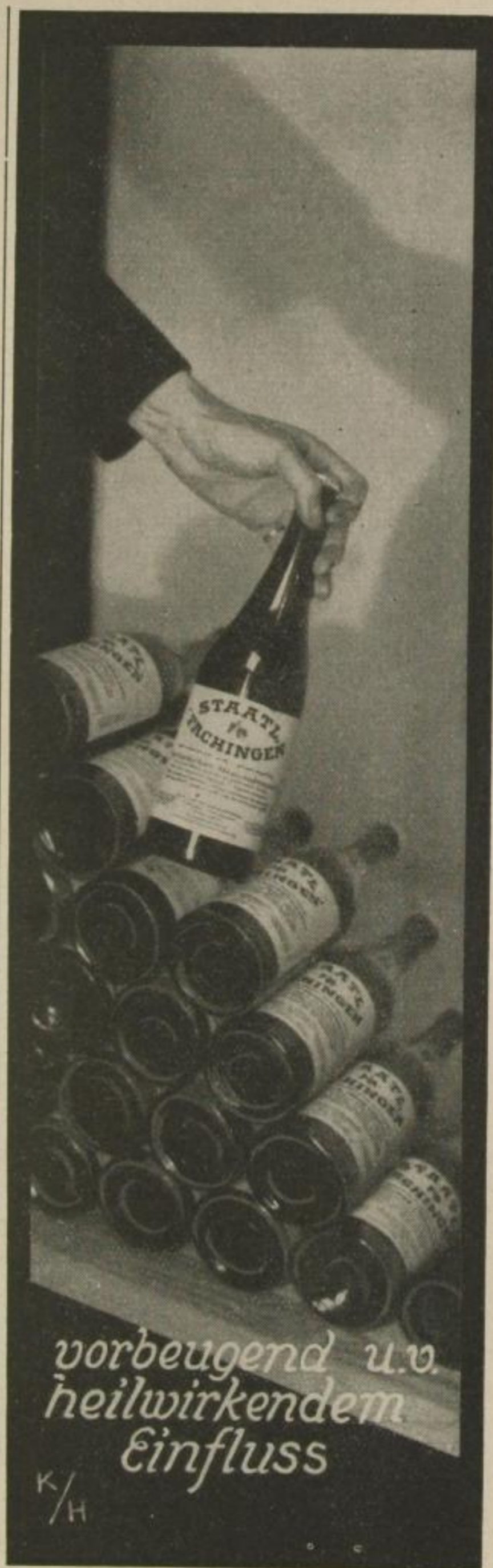
— Weil Mussolini gesagt hat, die Deutschen müssen nichts zahlen. Also zahlt der Brüning nix...

— Du hast nichts hereinzureden, du Faschist...

— Ich wußte ja, daß die Politik dich aufregen tut.

Nur mit schwerer Mühe konnte ich das Gespräch in einer weniger gefährlichen Richtung lenken. Vorerst wurde über ihre Karriere gesprochen, die in St. Louis ihren anfang nahm. Wie es ihr zu tanzen einfiel? *Sie hatte kalt, also sprang sie herum.* Später sind aus diesen Sprüngen Tänze entstanden. Zuerst wurde vor den Schulkameradinnen getanzt — *im Keller.* Später, auf einer Bühne, in einer Revue, als Tanzgörl — *um neun Dollars die Woche.* Bald darauf kam *Europa.*

— Ich liebe Europa, mit meiner ganzen Seele, gestand sie. Ach, ich liebe jederman, von meinem kleinen Hündchen bis zu dem großen Chaplin, die ganze Welt. Ja, den Chaplin liebe ich auch, trotzdem daß er über mich nicht das beste denkt.



— Ich sehe, daß Sie sind schon ganz angewöhnt in Europa. Wollen Sie in Ihre Heimat, nach Amerika nie zurück?

Die Künstlerin wurde fast wütend.

— Ach, darüber sprechen sie mir gar nicht. *Nach Amerika? Jamais de la vie!* Ich habe genug von Amerika. Genug habe ich in dieser verfluchten Negerheimat gelitten. Ich hasse die Amerikaner. Warum? Weil auch sie mich hassen. Mich und meine Rasse. Kann ich etwas dafür, daß ich in Amerika geboren bin? Ist es meine Schuld, daß mir eine schwarze Frau das Leben geschenkt hatte? Nie wieder nach Amerika, haben Sie mich verstanden? Nur meine Leiche werde ich hinüberführen lassen, damit sie neben deren meiner Eltern liegen soll... Ich fühle mich ganz gut in Europa.

— Aber, Liebste, du regst dich schon wiederum auf...

— Ich rege mich nicht auf, ich sage nur, daß ich von Amerika nichts hören will... Du weißt es ja ganz gut...

— Ist schon recht. Aber jetzt müssen wir ins Theater, es ist schon halb neun.

— Ach, ja... *J'ai deux amours...* Die halb wilde Künstlerin begann ein Lied zu singen, das in ihrem neuesten Repertoire, die Rolle des Pariser Schlager-Chansons einnimmt.

Draußen auf der Straße warten Hunderte von Neugierigen, die die Negresse in „zivil“ sehen wollen, oder um von ihr ein Autogramm zu bekommen. *Genf, ende Januar, 1932.*

Man könnte den sogenannten Schönheitssalon als das Versailles der Frau bezeichnen.

(*General-Anzeiger für Bonn u. Umgebung*)

Der Ortsfürsorgeausschuß Mittelfeld hat beschlossen und bekanntgeben lassen, daß Wohlfahrtsunterstützungsempfängern der Besuch von Wirtschaften sowie das Rauchen auf der Straße verboten ist. Zuwiderhandelnden wird die Unterstützung entzogen. (*Fränkischer Kurier*)

Unter Aristokraten

Geschichten

von Tassilo und Aristide

Tassilo verlangt auf dem Postamt beim Schalter Briefmarken.

„Was für Marken?“

„Solche zu 25 Groschen.“

Der Beamte nimmt aus seiner Mappe den Bogen mit den fünfundzwanziger Marken. „Wieviel, bitte?“

Tassilo zeigt auf eine Marke: „Geben's mir die“, zeigt auf eine andere Marke, „und die“, und, nach längerem Gustieren auf eine dritte: „na, und vielleicht die da.“

*

Tassilo und Aristide sitzen im Klub lange schweigend einander gegenüber.

Tassilo unterbricht endlich das Schweigen. „Sei nicht böse, Aristide, dein Gesicht ist mir so langweilig, ich kann's nicht mehr anschauen.“

„Wenn du meinst, Tassilo. Tauschen wir halt die Plätze.“

*

„Ein Unglücksjahr, das Zweiunddreißiger, Tassilo! Hat ausgerechnet mit einem Freitag angefangen.“

Pause.

„Noch ein Glück, Aristide, daß es nicht auch ein dreizehnter war.“

*

Tassilos Frau hat Drillinge bekommen. Aristide besieht sich die drei Kinderchen, die nebeneinander in einer großen Wiege liegen.

„Reizend!“ sagt er zum ersten, „Entzückend!“ zum zweiten, „Charmant!“ zum dritten.

Dann, zu Tassilo gewandt: „Na, und welches willst' denn behalten?“

„Sie werden es kaum glauben, aber ich schreibe die besten Liebesgeschichten der Welt. Ich werde sie nach meinem Tod drucken lassen.“

Edgar Wallace

(zu einer Berliner Journalistin)

KULINARIA

Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

WAGNERCASINO



Die intim-vornehme
Gaststätte für den ex-
klusiven Geschmack

Berlin-Friedenau, Wagnerplatz 1

CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“
Die Küche für den Gourmet

Zum Tanz spielt
Kapelle Arpad Czeglédy

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der

Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 1/2 Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester
Berlins

Originellste Unterhaltung
4 30 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone · Saalrohrpost

5 Uhr Tee



**DACHGARTEN
BERLIN AM
ZOO**

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29 a-e

Gedeck M 1,45

HAWIBE

Pariser Aphorismen aus Budapest

Einmal anschauen: Bekanntschaft.
Zweimal anschauen: Zuneigung.
Dreimal anschauen: geht sie schon
mit anderem.

*

Ihr Chauffeur ist in sie verliebt.
Ihr Masseur ist in sie verliebt.
Ihr Friseur ist in sie verliebt.
Ihr Pedikeur ist in sie verliebt.
Ueberhaupt: jed-eur ist in sie ver-
liebt.

*

Die Lippen einer schönen Frau sind
das Beichtsiegel zum Paradies der
Sünde (oder umgekehrt).

*

Sie schrieb ihrem Gatten: Ich sehne
mich nach dir.

Sie schrieb ihrem Freund: Ich sehne
mich nach dir.

Luder hat zweimal gelogen.

*

Die Gattin des Vicomte Peurqueulde
hatte einen Geliebten, den jungen Che-
valier R. Als dieser sich, weil sie einem
andern Galan den Vorzug gegeben
hatte, vor ihren Augen entleibte, rief
sie aus: „Mon dieu! — j'ai perdu un
ami, mais j'ai gagné un autre.“ (Oh
Gott, ich verlor einen Liebhaber, aber
hab ich dafür Gott sei Dank schon
anderen!)

*

In der Früh zieht sie ein neues
Kleid an. Am Vormittag zieht sie ein
neues Kleid an. Und Mittag zieht sie
ein neues Kleid an. Und nachmittags.
Und abends. Und après souper. Und
mitternachts. Wer zahlt ihr die vielen
Roben? Ich? Nein. Etsch: der Baron
Popper Zoltan.

*

Spanisches Sprichwort: wenn eine
schöne Frau und ein dummer Mann zu-
sammensitzen, tanzt der Teufel Csárdas.

*

Wenn eine Dame hat Schulden, sie
immer sucht einen reichen Freund.

Wenn eine Frau schweigt, lügt sie.
Wenn eine Frau redet, lügt sie.
Wenn eine Frau stottert — lügt der
Mann.

*

Ihre Haare duften nach — Friction
D'Orsay.

Ihre Lippen duften nach —
L'Origan de Coty.

Ihre Wangen duften nach — Cha-
nell, Numero cinque.

Ihre Ohrläppchen duften nach —
quelques fleurs, Houbigant.

Woher hat sie? Von mir. Führ ich
Generalvertretung für Budapest.

*

Eine Frau, die, wenn sie sich, nach-
dem sie einen Kuß gibt, wieder schnell
schminkt ihre Lippen, soll man nehmen
gleich der erster bester Holzhacke auf
ihr. *Dem Ungarischen nachgedichtet*
von Anton Kuh

Napoleon oder Die Wiena Komedia

Von Norbert Schiller

Baron Hosnedel und Graf Schmeidl

Baron H.: Ich les jetzt ein Buch —

Graf Sch.: Was denn, lieber Hos-
nedel?

Baron H.: Den Napoleon von Otto-
ludwig.

Graf Sch.: Kenn ich, hab ich auch
gelesen. Schön, nicht? Sinds schon bei
der Stelle, wie er auf Elba ist?

Baron H.: Nix verraten, nix ver-
raten, bittschön!

Ein neuer Tanzschritt. „Fi donc“,
sagte Franz Molnar mit verächtlich
krausgezogener Nase, als der Minister-
präsident von den französischen An-
leiheverhandlungen wieder einmal mit
leeren Händen zurückkam. „Anstatt
Geld bringt uns der Geck einen neuen
Tanzschritt aus Paris mit.“

— — ? — —

„Den pas de credit.“



Oelbild von Bauchant

Collection John Becker, New York

Der Maler: „Mir ist, als hätt ich dieses Beet schon einmal ausgestellt . . .“



Die Schauspielerin Kitty Berger

Hajek-Halke



Madame Peltier, die erste Fliegerin

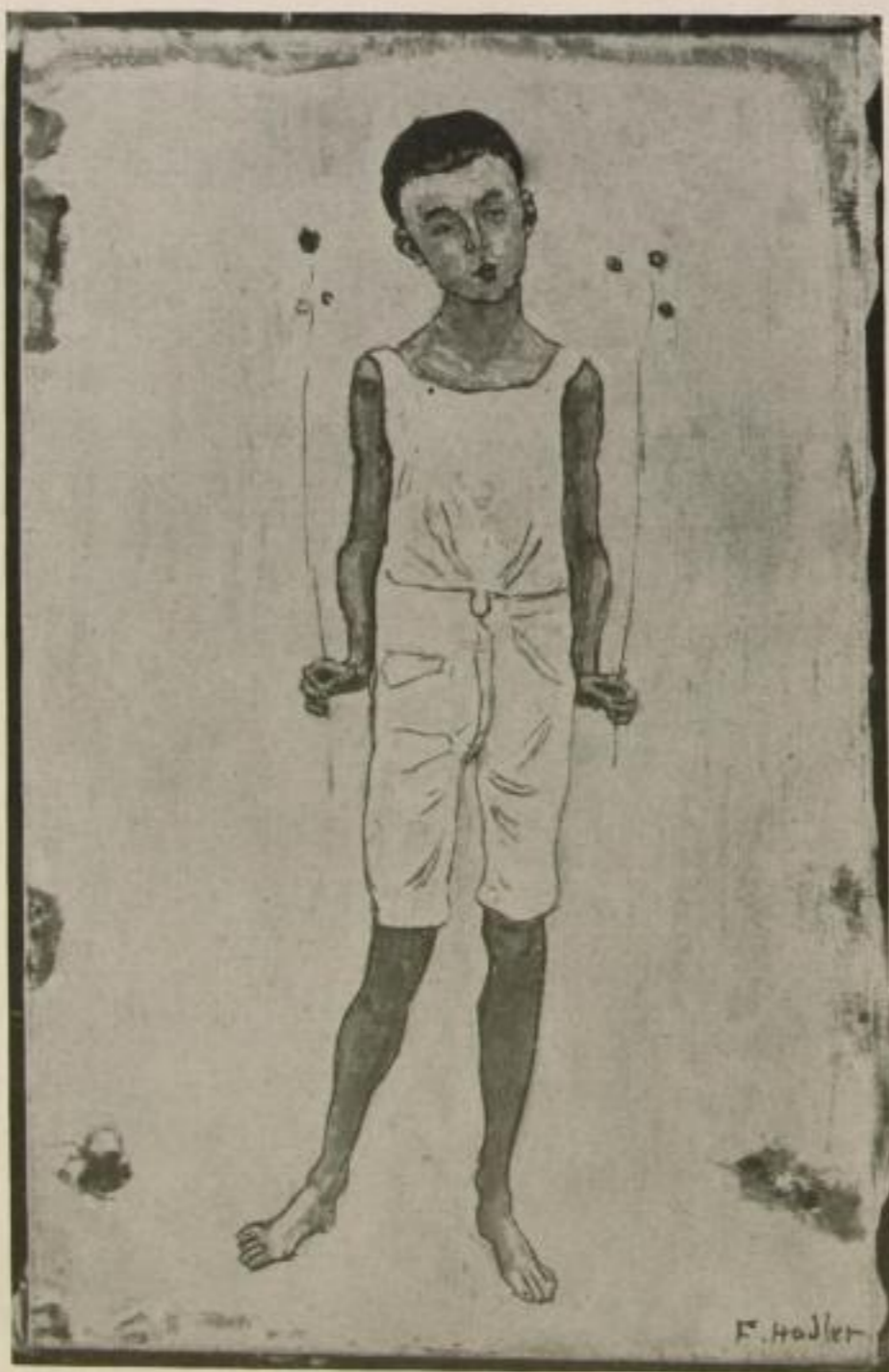


James Ensor in Ostende

Erik Schaal



Adolf von Menzel in Potsdam



Ferdinand Hodler, Knabe mit Blumen (Öel)



Galerie Neumann und Nierendorf, Berlin
Xaver Fuhr, Kommunikant (Öel)

Besuch bei James Ensor in Ostende

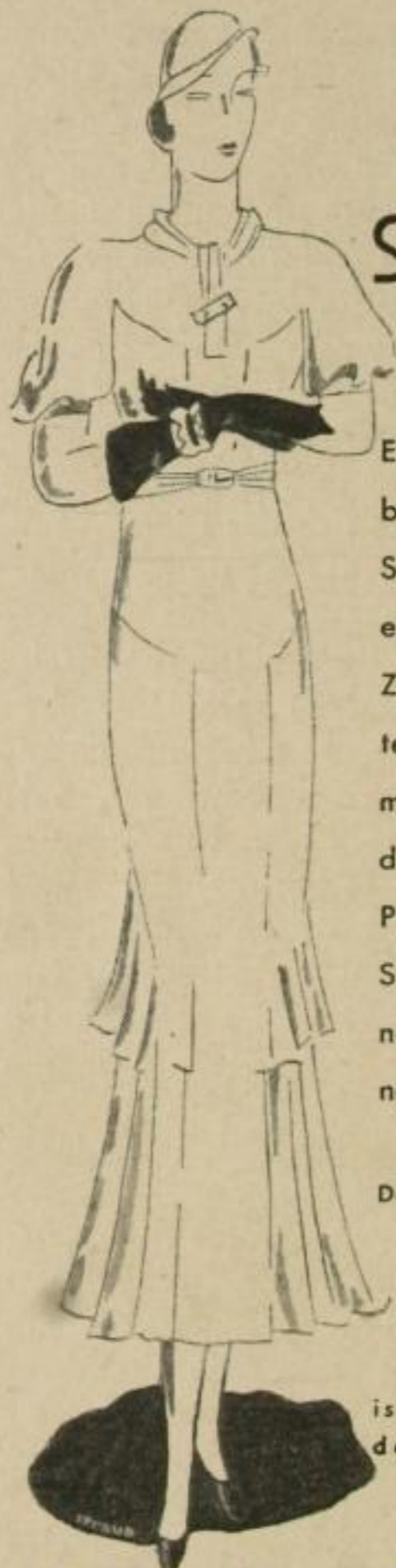
In der engen Straße, Bazar neben Bazar, ist das Gewühl der Fremden, alles laut und lärmend, die kreisenden Farben der bunten Fahnen, das Schreien der Ausrufer, die zu Auto-touren auf die nahen Schlachtfelder einladen, müßiges Flanieren und Flirten, Betrieb der Internationalen — bis mit plötzlicher Weite die offene Fläche des Meeres sich auftut mit ausgebreitetem Himmel, mit hinausgerückter Unendlichkeit, und Leuchten und Glanz des Lichtes verschwimmt mit dem atmenden Rauschen des bewegten Wassers.

Zwei Schritte davor, eh' die Straße umbiegt zum Boulevard, der sich längs des Meeres hinzieht, steht das Haus, in dem Ensor lebt. Im Parterre ein Laden, der die scheußlichsten Reise-Andenken feilhält, die in ganz Ostende aufzutreiben sind, und der sich im Besitz seiner Familie befindet. Das Haus ist eines von denen, wie man sie öfters sieht: nach außen hin zugeknöpft, mit geschlossenen Vorhängen hinter dunklen Fenstern, steht es in der lustigen und lärmenden Straße, wie ein Unlebendiges, verstaubt und vergessen, und macht einen unbewohnten und verlassenem Eindruck. Innen, im Halbdunkel, führt eine Treppe in die beiden höheren Etagen, und an der Stelle ihrer Wende ist ein überaus großer Spiegel befestigt, der gestattet, vom oberen Stockwerk aus die unten Eintretenden zu beobachten. Im Hinaufsteigen erkenne ich darin die Gestalt Ensors, und da ich um die Ecke biege, trete ich ihm selbst entgegen.

Dieser Meister der schaurigen Visionen, den man den stärksten Vertreter einer negierenden und dekadenten Zeit genannt hat, ist ein sehr schöner siebzigjähriger Mann, der mich freundlich zu seinem Atelier im zweiten Stock hinaufbegleitet. Mit einem Schlüssel, den er stets bei sich trägt, schließt er auf und läßt mich in das Zimmer

treten, in dem er alle seine Werke geschaffen hat. Die Einrichtung dieses auf die Straße sehenden Raumes ist im Stil der neunziger Jahre und ähnelt sehr denjenigen, die man auf seinen Bildern, der *Russischen Musik* zum Beispiel, erkennen kann. An der einen Längswand, über deren ganzen Fläche sich das Original seines *Einzugs Christi in Brüssel* ausbreitet, steht ein Harmonium, das in einem Klavier auf der anderen Seite sein Vis-à-vis findet. Eine Kredenz beim Fenster trägt eine Sammlung von halbgeschliffenen Edelsteinbrocken, in denen sich das Licht in farbigen Reflexen bricht, es sind da mattglänzende Muscheln, deren zarten Schimmer er auf so glückliche Weise in seinen Gemälden wiederzugeben wußte, und ein paar braune Totenschädel bilden mit knöchernem, verdunkeltem Glanz einen verwirrenden Kontrast dazu. In einer hohen Vase thront ein dritter dieser Schädel, den breiten Schlapphut aufgestülpt, von dem ein paar verstaubte Papierblumen nicken, und mit dem Tuch, das ihm vom Kinn über die nichtvorhandenen Rippen fällt, macht er den Eindruck einer seltsamen Schäferin.

Es ist eine merkwürdige Stimmung um dieses Zimmer, und die Gerätschaften, die es umfängt, eine Mischung von Verspieltem und Unheimlichen, von unnatürlicher Entferntheit von allem Realen und ein nicht faßbar vibrierendes Fremdes. Und inmitten dieses Raumes, in dem jeder einzelne Gegenstand den Eindruck erweckt, ein anderes zu sein, für ein verdecktes, bedeutenderes zu erscheinen, mitten in dieser wunderlichen Versammlung grinsender Totenköpfe, denen die Fratzen und Masken des großen Wandbildes sich zugesellen, steht James Ensor, lebenswürdig, mit verdeckter Traurigkeit, dem man einige Tage vorher ein Denkmal setzte vor dem Kursaal, den man auf Banketten feierte, und der



Warum **DEA** SCHMUCK?

Ergänzung meines weltberühmten Fahrner-Schmucks. Schaffung eines billigen idealen Zeitschmucks für weiteste Kreise. Serienmäßige Herstellung, daher ungewöhnliche Preiswürdigkeit. Echte Steine, 935 Silber. Der neue große Wert zu neuen kleinen Preisen.

Der blau-schwarze Ring

ist das Kennzeichen
des **DEA**-Schmucks

DEA-SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim

siebzig lange Jahre verfolgt wurde von Bosheit und Niedertracht. Er ist ein vornehmer alter Herr, der Theaterstücke schreibt für Marionetten, auf seinem Harmonium Musik dazu erfindet, der sich vergnügt am Klange der *vox humana, vox coelestis*, und mit unerbittlicher Hartnäckigkeit die grausamsten und schrecklichsten Träume einer kranken und übersteigerten Phantasie in Bildern von auserlesenem Schmelz zu Wirklichkeit werden läßt. Er lebt in dieser Stadt Ostende, diesem Zwitter weltbürgerlichen Geckentums und provinzieller Spießerei, und er ist mit seiner ganzen Person, seinem ganzen Wesen dem einen so fremd wie dem anderen. Es gibt keine Verständigung zwischen ihnen: daß er dem Besucher sein Atelier erst aufschließen muß, beim Abschiednehmen die Tür wieder verriegelt, ist mehr als nur die Geste sorglicher Ordnung. *Erik Schaal*

Clemenceau ernennt einen Präfekten. Während seiner Ministerpräsidentschaft wurde Clemenceau von einigen Kollegen wiederholt angegangen, einen ihnen nahestehenden Parteifunktionär zum Präfekten zu ernennen. Obwohl Clemenceau ihn für den betreffenden Posten wenig geeignet hielt, ließ er ihn trotzdem kommen und sagte zu ihm: „Ich werde Sie zum Präfekten ernennen... aus dem einzigen Grunde, um die Fratzen zu sehen, die die anderen machen werden.“

Inflation vor 200 Jahren. „In Frankreich hat nun niemand weder Heller noch Pfennig, aber mit Verlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, Arschwische von Papier genug... Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren 3 mal höher als sie werth seyn, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die Billets de Banque im höllischen Feuer brennen möchten.“

Liselotte von der Pfalz (1720)

Durch die Tapete

Eines Morgens knattert dich das Maschinengewehrfeuer einer Stimme aus dem Schlaf: „... hundertsiebenzigtausend . . . Summe zu Handen . . . Betriebsleitung . . . Jeneraldirektion . . . hundertsiebenzigtausend . . . Dokterrödererda?“

Das Anrufen ist der Lerchenschall, mit dem deutsches Wirken den jungen Tag begrüßt.

„Weite Kreise der Bevölkerung . . . Gefeehrdung der einzig stabilen . . . durch das Hinzutreten der Momente . . . eben grade auch im Verfolg der Strömungen . . . die Einstellung nicht übersehen können . . .“

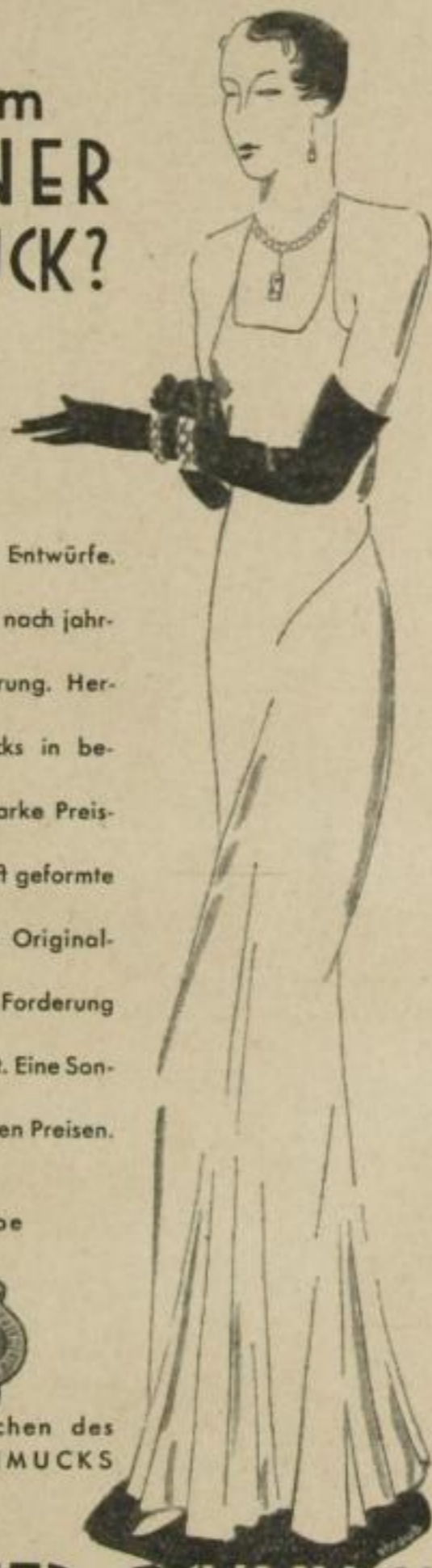
„... Ja . . . nein . . . ja . . .“ (und jetzt parlando): „... ja, lieber Doktor, wenn die Einigung im Schoß der Gesellschaft . . .“ (schneller) „... nicht von *selber* erfolgt, dann könn' wir natürlich *die* Sicherheiten nicht gewähren, die von Seiten der Generaldirektion ja nur Geltung haben . . .“ (prestissimo) „... wenn die erforderlichen Summen schon *vor* Abschließung des Vertrags bei der Ima eingezahlt sind — wir müßten uns sonst bei den *anderen* — aba Sie wissn ja, wie hartnäckig die Herren sind, wenn sich's *darum* handelt — den Weg beschreiten, den ich schon im Aufsichtsrat als unerläßlich bezeichnet habe . . . die Aka müßte *zunächst* von der Ima *natürlich* pleng puwoah dazu erreichen — was nach meiner Ansicht bei der *gegebenen* Lage unmöglich ist . . .“

Die Zusammenhänge bleiben um 11 Uhr vormittags uneruiierbar. Die Geheimsprache selbsttätiger Redensarten verhindert ein Eindringen. Das Bildungsgrammophon ist im Gang, kein Sinn kann ihn aufhalten. (Man beachte die betonten Stellen! . . . Das Eigentümliche dieser Sprache ist, daß die Partikel darin eindringlicher vorgetragen werden als die Substantiva.)

Deutschland ist das Land der Arbeit, des Fleißes, der Ordnung. Es überschätzt aber die unkonkreten Worte. Es erquickt sich am Leerlauf des exakten Ausdrucks. Ich glaube: der Wortverbrauch ist zu groß im Verhältnis zu den Geschäften. Und ich glaube ferner, daß hier einmal eine Revolution gegen die Druckfertigkeit vonnöten wäre. Eine Welt, die so lettern- und satzfest dasteht, kann kaum von unten auf gesunden.

A. K.

Warum FAHRNER SCHMUCK?



Vielseitigkeit der Entwürfe.
Werkstätten-Arbeit nach jahrzehntelanger Erfahrung. Herstellung jedes Stücks in begrenzter Anzahl, starke Preisenkung, meisterhaft geformte Schmuckauslese in Original-Ausführungen. Eine Forderung unserer Zeit ist erfüllt. Eine Sonderklasse zu mäßigen Preisen.

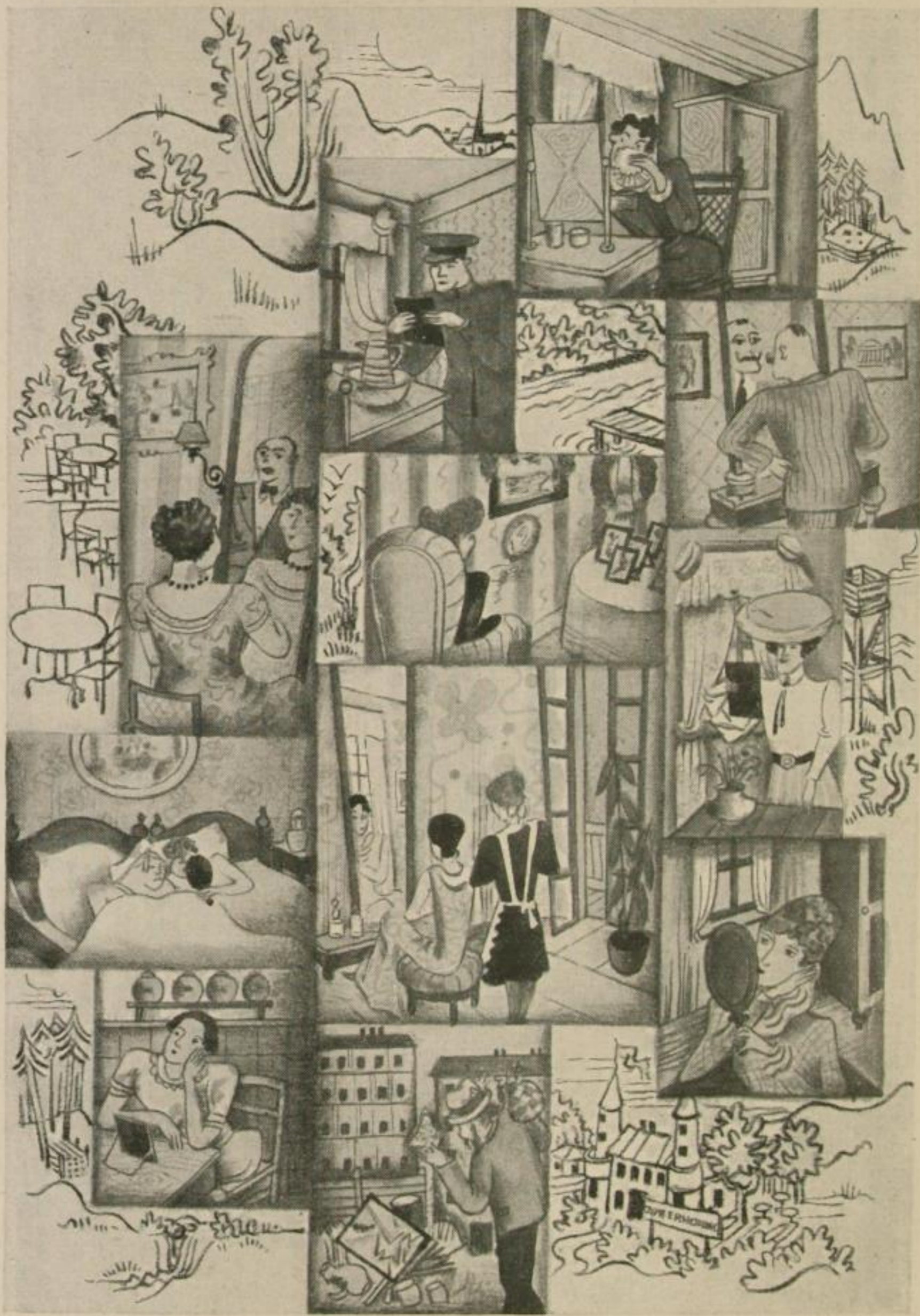
Die Plombe



ist das Kennzeichen des
FAHRNER-SCHMUCKS

FAHRNER-SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim



Walter v. Dreesen

Sonntag vormittag

Liebesbrief an ein Berliner Dienstmädchen

Liebe Johanna!

Gewiß werden Sie sehr böse auf mich sein, aber ich konnte z. Zt. nicht anders als schweigen.

Als wir uns am vorigen Sonntag, den 3. ds. Mts. nachts $\frac{1}{3}$ Uhr kennen lernten, da faßte ich sehr großes Interesse für Sie und wollte festen Verkehrs intimer Art mit Ihnen verkehren. Auf Grund unserer Vereinbarungen wollten wir uns am vorigen Donnerstag treffen. Ach wie so gerne wäre ich schon mit Ihnen, liebe Johanna, zusammen gegangen. Da ich aber ein Mädelsuche, die mir recht bald beim Treffen ganz für immer gehört und glaubte, daß Sie, liebste Johanna, sehr böse und auch entrüstet darüber sein würden, wenn ich mit diesem Antrage käme, so vermied ich ein Rendezvous.

Täglich habe ich an Sie gedacht, denn Sie sind ein hübsches, liebes Mädels und gerne würde ich fest mit Ihnen verkehren. Heute nun kann ich nicht mehr länger an mir halten, und wage es darum trotzdem, vielleicht finde ich in Sie doch ein gutes, liebes und vernünftiges Mädels, wo auch Sie sich nach einer großen, wahren Liebe sehnen, wie ich. Ich frage daher höflichst und diskret an, liebe Johanna, ob Sie mir aus Liebe das geben können, womit ein Mädels einem Manne sich hingibt, aus Liebe opfert. Sie mögen versichert sein, liebe Johanna, daß ich offenen Herzens an Sie herantrete und Ihre Liebe immer besitzen möchte. Wohl bin ich kein Millionär, besitze aber ein liebend, gutes Herz, der sein Mädels zu schätzen weiß. Aber am 1. Februar trete ich in leitender Stellung an. Würden Sie mir aus Liebe beim baldigen Treffen dieses Opfer bringen?

Wenn Sie sich abends zu Bett legen, haben Sie sicher schon große Sehnsucht nach Liebe gehabt und würden gern einem Manne liebend gehören mit Leib und Seele. Ist es nicht wieviel mal schöner, sich sagen zu können, ich gehe zu meinem Geliebten, zu meinem liebsten Menschen? aber sagen zu müssen ich habe keinen, alle sind falsch oder ich treffe mich mit dem und den, ist schrecklich.

Nun, liebe Johanna, überlegen Sie es sich und geben Sie mir bitte baldigst bis Donnerstag Antwort, ob Sie mir beim Treffen opfernd aus Liebe gehören oder nicht. Weiter hätte ich die Bitte, liebste Johanna, ob wir uns am Freitag abend nicht treffen könnten. Am Donnerstag habe ich Clubabend, da kann ich nicht und wenn Sie mich lieb haben, dann kommen Sie bitte Freitag $\frac{1}{9}$ — $\frac{1}{9}$ Uhr Treffpunkt vor Ihrer Haustür. Lassen Sie sich also bitte frei geben.

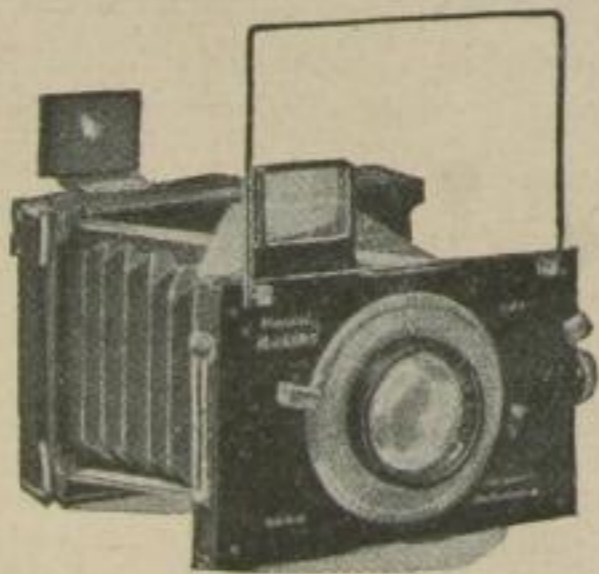
Sollten Sie glauben, daß ich nur so bin, wie die meisten Männer und wenn Sie nicht zum Treffen kommen, dann verzeihen Sie dieses bitte und wünsche ich Ihnen für Ihr ferneres Leben das denkbar Beste.

Grüßend Ihr Sie aufrichtig küßend
und Liebender Franz

Oder habe ich doch das Glück, daß Hannchen schon beim Treffen Freitag mir liebend ganz gehört? Welche Freude und Glück dann. Franz R. (Authentisch.)

Die Einbanddecken für den Querschnitt 1931 liegen bereit und sind, mit dem Inhaltsverzeichnis, zum Preise von 4.— Mark durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 280.— 10% Notv.-Rabatt. Neues, verbessertes Modell 1932 RM 270.— ohne Notv.-Rabatt

Gratis-Broschüre durch:

Waukosin & Co, Frankfurt a. M. 43

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.

Der gedoppelte Othello Ein Deutungsversuch

Anlässlich der letzten Neueinstudierung des Shakespeareschen „Othello“ im Berliner Staatlichen Schauspielhaus hat es großen Zwist über das Richtig oder Falsch der Besetzung der beiden Hauptrollen Jago und Othello mit Krauß und George gegeben. Wobei die Meinungsverschiedenheiten über Jago größer waren als über Othello. Nichts aber hat mich da in den vielen Kritiken so frappiert wie die Erinnerung Paul Wieglers in der „B. Z.“, der von einer Absicht des unerhört klugen, alten Brahm erzählt, die damals dahin ging, die Darsteller des Othello und Jago alternieren zu lassen.

Es scheint, als ob Brahm damit dem wundervollen Kunstwerk Shakespeares, vielleicht ganz unbewußt, die einzige richtige Deutung gegeben hat. Viele nennen heute den Othello ein unmögliches Stück, weil so ein Quatsch mit einem Taschentuch übertrieben sei. Manche raten, den Othello heute auf Politisch zu spielen, als eine Art Rassenstück: die weißen Venezianer und Aristokraten gegen die einsamen Fremden in ihrer Mitte. Andere wiederum weisen auf die monumentale Vers-Arbeit hin und wünschen, daß der edlen Sprache ein edles Posengemälde entsprechen möge.

Für alle diese muß Brahms Absicht wahnwitzig erscheinen. Doch man überlege einmal dies: Warum ist dieser Jago so unbegreifbar? Weil er ein vollkommen böser Mensch ist. Und etwas Vollkommenes läßt sich nur theoretisch darstellen. Real existiert es nicht.

Im Gegensatz zu Jago ist Othello ein liebes, gutes Stück Fleisch, das durch die Welt abenteuert und an dem ersten kleinen Eifersuchtsritz, der ihm mit eines einzigen Gedankens Messerschärfe gerissen wird, verblutet. Es gibt nicht ein einziges Gemeinsames, in dem sich diese beiden Menschen überschneiden.

Alle Menschen aber überschneiden sich in irgendeiner, wenn auch noch so kleinsten Zone ihres Seins. Also ist eine von beiden Gestalten keine menschliche.

Nun gut, ich zweifle, daß Jago, dies Wesen absolut böse und ohne jede Schwäche, ein Mensch ist. So ist es also ein Hirngespinnst? Man denke bitte daran, daß das dichtende Genie in jeder Schöpfung sich wie ein Liebender der Kraft entäußert, deren angestauten Strom er nicht mehr ertragen kann. Daher stammt der dem Zeugungsvorgang entspringende Begriff „Schöpfung“. Es ist daher ein nur allzu bekannter Vorgang, daß oft eine einzige erdichtete Figur nicht die Fülle des Bewußtseins und des Unbewußtseins faßt, die sich offenbaren will. Und es erfolgt jener psychologische Vorgang einer Bewußtseinsspaltung, die im Schaffenden noch sozusagen einheitlich ist, im Geschaffenen aber sich bisweilen zweiheitlich entwickelt. Shakespeare, der ewig mit der ihm von Mary Fittons dunklem, erotischem Bann auferlegten dämonischen Qual kämpfte, hat schließlich nicht ohne innerste Beteiligung dieses vollendete Drama der Eifersucht geschrieben. Jedes Wort Jagos ist ein Gefühl Othellos. Wer wollte heute noch bezweifeln, daß in allen Hauptpartien Othellos und des Dichters Gefühle sich decken?

So beladen und belastet Othello mit den Gefühlen der Leidenschaften ist, so sehr entbehrt Jago dieser. Jago ist ein einziger Gedanke. Es ist der Gedanke, den Othello, ohne es zu wissen, denkt. Othello ist das „Ich“ und Jago ist das „Es“, das ihn jagt. Jago und Othello, der amoralische und der moralische Mensch, sind eine Einheit, eine ungeheure, großartige, phantastisch gelungene Menscheneinheit, wie sie nur von einem geistbegnadeten Menschen wie Shakespeare sichtbar gemacht wer-

den konnte. Daß er sie spalten mußte, war sein Ausweg. In jedem Sinne.

Aus diesen kurzen Andeutungen heraus erklärt sich wohl Brahms in-

und der Othello den Jago geben kann. Dabei braucht er gar nicht „ideal“ besetzt zu sein. Die beiden Schauspieler müssen sich lediglich im Niveau der

LUCULLUS WEINT?



ihm fehlte stets die Krönung seiner Gastmähler

ABDULLA N° 16

Beschluss und höchste
Vollendung einer festlichen
Tafel

10.8.01M. U. GOLD

tuitive Idee des Alternierens der Spieler der beiden Hauptrollen. Richtig besetzt wird das Stück Othello immer dann sein, wenn der Jago den Othello

Leistung die Wage halten, das heißt, sie müssen so zueinander passen, wie das Böse und Gute in ein und demselben Menschen. *Manfred Georg*

Jean-Jacques Bernard oder Das Theater des Schweigens

Von Gertrud Isolani

Jean-Jacques Bernard ist der Dichter des Schweigens, der Stille, die zart und kraftvoll, verhalten und explosiv ist, eine Stille, beredt wie die wortreichste Sprache. Dieser atemberaubenden Pause zwischen gehauchten Worten, zwischen verdeckten und scheuen Gesprächen gibt Bernard in zahlreichen Stücken lebendigsten Ausdruck. Wenn ich erwähne, daß in einem dieser Dramen, in *Martine*, dessen Problem schlechthin die Liebe ist, während des ganzen Stückes das Wort Liebe überhaupt nicht vorkommt, oder in einem anderen Stück, *L'âme en peine*, zwei Menschen, die einander Schicksal werden, kein einziges Wort miteinander sprechen, sondern sich nur in entscheidenden Augenblicken ihres Lebens meteorhaft begegnen, in einem Hotel, in einem öffentlichen Park von Paris, immer nur im Vorübergehen, immer nur fremd und ohne Gemeinsamkeiten, — so wird dies vielleicht die besondere Kunstform des schweigenden Theaters charakterisieren, die phrasenlose, fast wortarme und doch ausdrucksstarke Kunst, die der Dichter für das zukünftige Drama erstrebt.

Bernard bezeichnete selbst diese neue Art der indirekten dramatischen Gestaltung als „Unterdialog“, der unter dem hörbaren Bühnendialog lebe, und den es gelte, hörbar und klingend zu machen. Diese Intensivierung der halben Töne hinter gesprochenen und ungesprochenen Worten, diese Zwischen-Zeilen-Dramatik, die von Freuds Gedankengängen nicht unbeeinflusst blieb, gelang ihm vielleicht am stärksten in einem Stück: *Le printemps des Autres*, das der Regisseur Lugné Poe vor einigen Jahren mit großem Erfolg in Paris herausbrachte (und das ich ins Deutsche übertragen habe). Die nachhaltige Wirkung dieses Stückes war in Paris vor allem der Hauptdarstellerin

Suzanne Desprès zu verdanken, der es meisterhaft gelang, all die verhaltenen Empfindungen, die hinter verhinderten Worten lauern, fühlbar zu machen. Sie war in diesem Stück die Mutter einer jung verheirateten Tochter, in deren Mann sie selbst verliebt ist, — freilich unbewußt. Wie diese unausgesprochene Liebe zum Schwiegersohn, von der an keiner Stelle des Stückes die Rede ist, die aber in jedem Schweigen und An- einandervorbeireden spürbar wird, Schatten und Konflikte in eine glückliche Ehe bringt, das ist mit unendlicher Kunst gestaltet. Hier ist ein neuartiges *Theater der unaussprechbaren Dinge*.

Seit dem Kriege, so behauptet Bernard, habe eine große Umwälzung stattgefunden zugunsten eines Theaters, das zwar nüchterner und enthaltsamer, zugleich aber auch reicher sei, als das Theater von dazumal. Wortgeschwätzigkeit sei kaum mehr vereinbar mit dem Studium des Innenlebens, mit jener Erforschung des Unterbewußten, die einen immer größer werdenden Raum in der dramatischen Literatur einnehme. Bernard erstrebt im Bühnendrama eine Kunst der Tiefe, der Synthese und Suggestion. Er arbeitet an diesem Ziele, ohne bestimmte Formeln oder Prinzipien aufzustellen. Allein in der sprachlichen Konstruktion seiner Werke liegt ein gewisses System. Es besteht darin, die unterirdische Zwiesprache des gesprochenen Dialogs zu erlauschen und zu gestalten. Bernard hat eine schamhafte Verachtung vor Worten, vor allem Aussprechen und Verdünnen, dort, wo seiner Meinung nach nur suggeriert werden darf. Er haßt die üble Schwatzhaftigkeit der Romantik. Er behauptet mit Recht, daß ein umständlich erklärtes Gefühl im Drama an Kraft einbüße. Ein langer, nachdrücklicher Satz sage immer weniger,



Der Dramatiker Jean-Jacques Bernard

Der Dichter Paul Morand als Taucher





Georg Kolbe, Bronzefigur in Lübeck Renger-Patzsch



Werner Krauß (links) in einem Herrenballett (Nürnberg 1913)



Eingeborener auf Tahiti



Zander & Labisch
Genia Nikolajewa in Sidney Jones „Geisha“ (Staatstheater, Berlin)



Sammlung Handke
Ballon-Aufstieg des Photographen Nadar in Paris



Erdkugeln
Weltrundschau

als ein scheinbar gleichgültiger Einwurf. Bernard betrachtet das Wort nur als ein schwaches Instrument; für ihn hat es nicht mehr Wert, als eine ruhende Violinsaite, die freilich alle Möglichkeiten des Klingens in sich trägt. Er liebt die Armut seiner Sprache und behauptet, die französische Sprache habe die wundervolle Eigenschaft, sich noch da zu bereichern, wo sie sich ganz beraubt.

Dieser Dramatiker hat für die Bühne die Freudsche Entdeckung des Unterbewußtseins noch einmal entdeckt und für seine Zwecke nutzbar gemacht. Er hat das, was die Dramatiker bisher durch Pausen ausdrückten, bühnenfähig gemacht und die Möglichkeit geschaffen, eine ganze Empfindungsskala auf die Szene zu bringen. In dem Stück *Le feu qui reprend mal* versuchte der Dichter das scheue Zögern zweier Wesen, die einander lieben und eines durch das andere leiden, fühlbar zu machen. Und auch in *Martine* verschließt die Heldin beharrlich ihre Leidenschaft; nicht durch Worte, sondern durch das Echo der Worte verrät sich ihr Schmerz. Dabei sind die Gefühle dieses Bauernmädchens sehr primitiv, verfolgen von der Hoffnung bis zur Resignation eine grade Linie. In dem Drama *L'invitation au voyage* sind die dargestellten Leidenschaften viel weniger einfach. Hier konzentriert eine junge Frau all ihre geheimen Sehnsüchte auf das Bild eines ganz gleichgültigen Menschen, der nach Argentinien gefahren ist, so lange und intensiv, bis ihr Traum Form geworden ist. Im *Printemps des Autres* versucht Bernard seine indirekte Technik an dem psychologischen Problem einer *zurückgedrängten* Leidenschaft. Wenn sich die Heldin ihrer Liebe bewußt wäre, die sie zur Rivalin ihrer Tochter macht, wäre sie hassenswert; sie ist aber erbarmungswürdig. Der Autor wollte eben zeigen, wieviele Ungeheuerlichkeiten selbst die reinsten

Menschen unvermutet in ihren Herzen zu bergen vermögen.

Man wird zugeben, daß bei der dramatischen Behandlung derartiger Sujets, die der Erforschung subtilster Seelenregungen dient, die üblichen Bühnenmethoden mit ihren groben Darstellungsmitteln versagen. So kam der Dichter zu jener indirekten, mehr verschweigenden, als aussagenden Sprache, die wie ein geheimer Schlüssel zu den verborgensten Seelen ist. Er versuchte, immer tiefere und ganz verdeckte Gefühlsschichten zu erreichen. Man hat ihm entgegengehalten, daß dies mehr Sache des Romans oder der Musik sei. Aber er behauptet, daß es dort nur leichter sei, diese Dinge darzustellen. Grade die Schwierigkeit, sie dramatisch zu gestalten, hat ihn gereizt.

Die Hauptschwierigkeit lag bei dieser neuen Aufgabe in dem völligen Fehlen einer exakten Methode. Denn wie jeder dramatische Gegenstand, jede Szene, jedes Bühnengespräch ihre eigenen Gesetze haben, so hat natürlich auch dieser „Unterdialog“ Bernards seine besonderen gesetzmäßigen Ausdrucksformen, die es zu finden und zu fixieren galt. Der Dichter gibt selbst zu, daß er nicht immer das Glück hatte, gleich beim ersten Versuch auf den einzigen Satz oder das einzige Wort zu stoßen, das eine verborgene Wahrheit offenbart. Er hat sich ebenso unnötige Arbeit machen müssen, wie ein Filmopérateur, der tausend Meter verschwendet, um hundert gute Meter zu haben.

So wurde jene Dramatik Jean-Jacques Bernards nicht aus Mangel, sondern aus Fülle die Kunst des Auslassens, die Sprache der Pause, der Schrei des Schweigens. Was dieser ernsthaft bemühte französische Bühnendichter bezweckt, hat schon Shakespeare erkannt und erstrebt, als er aus eigener Werkstatt-Erfahrung feststellte: „To name is to destroy, To suggest is to create.“

Oberprimanerinnen über Goethe

Mitgeteilt von W. S.

Das Genie ist einem Hohlspiegel vergleichbar, sagt Schopenhauer. Es sammelt die Strahlen seiner Zeiterscheinungen und konzentriert sie in seinem Brennpunkt zu unvergänglichen Werken. Der Vergleich hat noch einen zweiten Sinn. Auch spätere Zeiten spiegeln sich im Genie: in der Wertung, die es von seiner Nachwelt erfährt. Es gibt Perioden, Konstellationen, in denen dieser Spiegel kein Licht zurückwirft, und Zeiten, in denen er aufs neue erstrahlt. Hier haben sechs Schülerinnen eines Berliner Gymnasiums in ihren knapp gefaßten Meinungen über Goethe ein Bild ihrer Generation gegeben

Tusnelda G. (Klassen-Erste): Unsere Zeit ist wie keine vorher mit der eigenen Gegenwart beschäftigt. Brennende Tagesfragen lassen uns keine Zeit für Ewigkeitswerte. Wir zerbrechen uns darüber den Kopf, wie wir über die nächsten acht Tage hinwegkommen; was sollen uns da die zeitlosen Auseinandersetzungen über die Antike im Faust, die geistvollen Gedanken über Gefühlsspaltungen in den Wahlverwandtschaften, das Ewig-Weibliche, eine Männerangelegenheit der Romantik? Unsere Zeit kann mit der Dichtkunst etwas anfangen, soweit sie sich mit sozialen Problemen beschäftigt. Goethe, in diesem Sinne in die bürgerliche Literatur einzureihen, ist für uns nicht mehr aktuell.

Grete S. (schwächste Schülerin ihrer Klasse): Ich liebe ein Buch von Goethe. Es ist die Geschichte von der hoffnungslosen Liebe des jungen Werthers. Wie oft habe ich sein Unglück und seine Tränen miterlebt! Meine Lieblingsstelle in diesem Roman ist der Selbstmord Werthers. Sein Tod ist für mich vollkommen überzeugend.

Lotte M. (Interesse für Geschichte): In Goethe sehe ich nicht einen einzelnen großen Schriftsteller, sondern seine Werke sind eine Nationalliteratur für sich. Seine Universalität erstreckt sich noch heute auf alle Gebiete des Geistes und der Wissenschaft. Er verkörpert wie kein anderer sein Vaterland. Als der größte Lyriker offenbart er die Tiefe des deutschen Gemüts, als Wissen-

schaftler den Ordnungssinn und die deutsche Gründlichkeit, als Prosaist und Dramatiker die Liebe zu seinem Volk und die Achtung vor der Tradition. In einem so großen Werk wie Goethes wird man viele Widersprüche finden. Aber diese sind wohl zum Teil auf die umfangreiche Kenntnis des Lebens und Werkes, zum Teil auf ein zu geringes Verständnis dieser beiden zurückzuführen. Jedenfalls haben wir in Goethes Werk ein Nationalgut, dessen Erneuerung in der gegenwärtigen Notzeit sehr zu begrüßen ist. Durch billige Volksausgaben und eine größere Pflege in den Schulen sollten wir uns daran erinnern, wieviel geistige Werte das deutsche Volk besitzt.

Marie S. (Sportlerin): Ich weiß wirklich nicht, was ich von Goethe halten soll.

Helene B. (Vorliebe für Mathematik und Technik): Schöne Literatur — die Engländer nennen sie richtig *fiction* — kann man heute nicht mehr lesen. Sie ist höchstens noch Lehrstoff für die unreife Jugend, die es aber nicht mehr gibt, weil sie sogleich reif ist. Was man heute — außer Zeitungen — noch lesen kann, sind Biographien. Goethes Biographie kann man auch nicht lesen. Sie ist keine Lebensgeschichte, sondern das Schlachtfeld blutiger philologischer Meinungskämpfe. Außerdem ist die Persönlichkeit Goethes so kompliziert, daß die Konstruktion eines Flugzeugmotors dagegen ein Kinderspiel ist. Der ganze Komplex Goethe ist heute eine vielleicht interessante, aber jeden-

falls überflüssige Spezialwissenschaft geworden.

Claire T.: Ich verüble Goethe seinen schlechten Geschmack bei Frauen. Käthchen Schönkopf war eine schwatzhafte Kellnerin, Susanne von Klettenberg eine Tante mit schöner Seele, Friederike Brion eine dofe Ziege, Charlotte Buff eine sentimentale Gans, Lili Schönmann ein kleiner Vamp aus gutem Hause. Charlotte von Stein war eine kinderreiche, überspannte, unverstandene und betriebsame Frau im gefährlichen Alter, Christiane Vulpius ein gutmütiges, lebenslustiges, treues und fleißiges Küchenmädchen. Minna Herzlieb, wie der Name bereits sagt, ein schönes, einfältiges Haustöchterchen, Marianne von Willemer eine viel-erfahrene, reife Intellektuelle und Ulrike von Levetzow ein niedlicher, zurückgebliebener Trotzkopf.

Der General Napoleon Bonaparte, Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, nahm auf dem italienischen Feldzuge im Jahre 1799 ein ungarisches Bataillon gefangen. Der Führer desselben, Oberst Nemethy, ein alter, ergrauter Krieger, beklagte sich dabei bitterlich über die Art und Weise, wie die Franzosen kämpften. Er habe noch in dem Heere der Kaiserin Maria Theresia gefochten und müsse gestehen, daß jenes System viel humaner gewesen und der persönlichen Tapferkeit einen größeren Spielraum gestattet habe.

„Wie alt sind Sie eigentlich?“ fragte Napoleon barsch.

„So gegen die siebzig Jahre.“

„Das wissen Sie nicht genau? Ich dünkte, Sie lebten lange genug, um gelernt zu haben, daß man seine Jahre abzählt!“

„General“, versetzte der alte ungarische Haudegen, „ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber die Jahre? Wozu soll ich die zählen, von denen stiehlt mir kein Mensch auch nur ein einziges!“

Das Sonderheft des Querschnitts „Junge Mädchen“ mußte verschoben werden (Erscheinungstag: 14. April).



Ein Sonnenbad im Winter?

Das klingt zunächst unwahrscheinlich. Und doch gibt es für Menschen, die den hohen Wert der im Sonnenlicht enthaltenen ultravioletten Strahlen für ihre Gesundheit erkannt haben, tatsächlich eine Möglichkeit, jederzeit ein Sonnenbad zu nehmen: Die „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau —!

Für geistige Arbeiter, für Überanstrengte, für Erholungsbedürftige und Schwächliche sollte es ein Gebot der Vernunft sein, diese Lichthygiene anzuwenden (die **nur wenige Minuten** dauert), um schnellstens wieder auf die Beine zu kommen und die Leistungsfähigkeit zu steigern.

Verbeugende Bestrahlung schützt vor Erkrankung. Wer krank ist, begeben sich in ärztliche Behandlung. Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell — Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für RM 136.60 für Gleichstrom und RM 262.50 für Wechselstrom erhältlich. Teilerstattung gestattet. — **10% Preisabbau ab 12. 12. 1931**

Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken, Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Künstliche Höhensonne
— ORIGINAL HANAU —

Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt von der
Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H.
Hanau a. M., Postfach Nr. 187

Zweigstelle Berlin NW6, Luisenplatz 8, Tel. D I Norden 4997. Zweigfabrik Linz a. D., Zweigniederlassung Wien III, Kundmangasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.

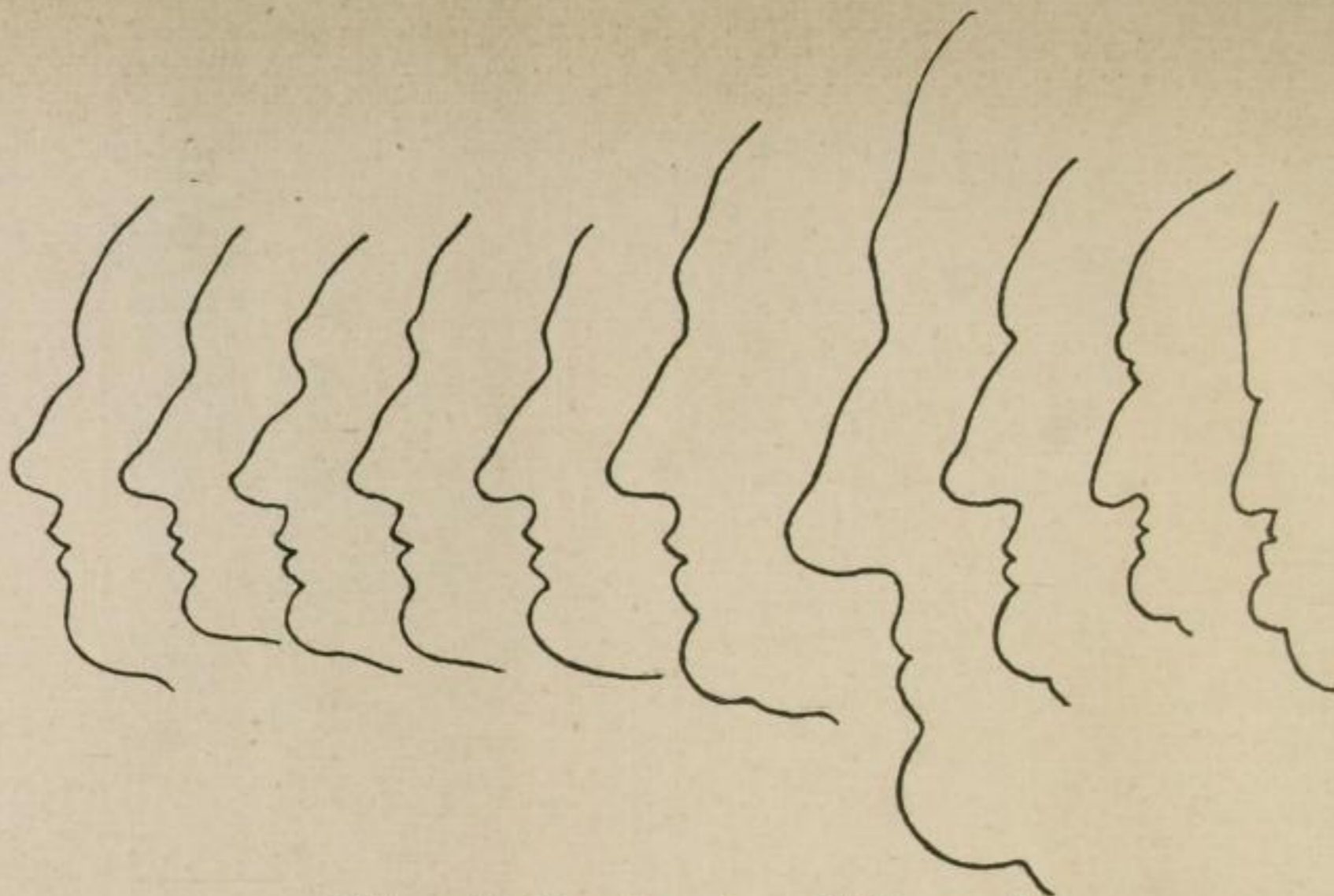
Abschneiden und einsenden!

Bitte senden Sie mir kostenfrei Prospekte und Preise über die „Künstliche Höhensonne“.

Name:

Ort:

Straße:



Wie sah Goethe eigentlich aus?

Von *Ottomar Starke*

„Da nun die Deutschen nichts Seelenloseres, Langweiligeres, Kälteres, Kanzleimäßigeres, Schlaf-röckigeres haben als — ihre Komparativen ausgenommen — ihre Jubiläen . . .“

Jean Paul (Giannozzo)

. . . so wollen wir denn auch bei dieser Gelegenheit gar nicht erst den Versuch wagen, uns herzhafter zu geben, als wir sind, und wollen den langweiligsten Amtsschimmel im Geistigen — den der Objektivität — reiten.

Dazu müssen wir uns allerdings erdreisten, so zu tun, als ob wir Goethen wirklich einmal betrachten dürften wie unsereinen, das heißt wie einen Mann, dem man da und dort begegnen kann, vor dem man seinen Kratzfuß macht, wenn man ihm gelegentlich einmal vorgestellt werden sollte und von welchem man außer Klatschgeschichten, die im übrigen um jeden Zeitgenossen kursieren, *gar nichts* weiß.

Wir müssen also annehmen, daß weder er selbst in Kleidung und Benehmen sich irgendwie auffällig macht, noch daß die Gazetten ihn wöchentlich im Bild mitteilen. Er ist ein Herr, der sich trägt wie jeder andere, liest die Zeitung, ißt, spielt vielleicht Schach, hat

ein Einkommen, und wir wissen bestenfalls vom Hörensagen, daß er allerhand geschrieben haben soll, das aber sagen wir, aus augenblicklichem verlegerischen Desinteressement nicht zum Druck gekommen ist.


Irgendein Bekannter aus dem Café knufft uns also gelegentlich in die Seite und sagt nebenbei: „Da ist ja auch der junge Goethe!“ — Ein mittelgroßer schlanker Jüngling, schätzungsweise 1.76 Meter groß, der sich aufrecht hält, vielleicht ein bißchen steif, mit hübschen braunen Augen und einer etwas vorwitzigen Nase. Er macht bei guter Figur einen lebhaften interessierten Eindruck und sieht unterhaltsam aus. Ein Draufgänger, sicher hat er bei den Mädels Ankratz, vorausgesetzt, er liest ihnen nicht nur Gedichte vor. Summa summarum: ein netter Kerl, auch ein hübscher Kerl, wengleich es selbstverständlich hübschere gibt.

Zwischen Vierzig und Fünfundfünfzig ist es aus mit der schlanken Linie (wir haben ausgemacht, objektiv zu bleiben), Herr Goethe ist dick, mit einundfünfzig fast fett, was sich übrigens später wieder einigermaßen ausbalanciert. Die Beine scheinen etwas kurz

geraten. Er ist ein Sitzriese. Darüber braucht er sich nicht zu kränken, größere Leute als er hatten diese körperliche Eigentümlichkeit: Alexander der Große, Friedrich der Große, Napoleon, Mozart, Beethoven, Wagner. Aber er hat fast zierliche Füße, im Gegensatz zu recht kräftigen und großen Händen. Er macht im übrigen einen nervösen Eindruck. Man sieht ihm die Jahre an. Fünfundvierzig! Er hat hängende Backen und Tränensäcke unter den Augen. Seine Manieren und Sprache sind simpel wie die eines jeden Geschäftsmannes. Man hört ihm an, daß er ein Süddeutscher ist. Er hat etwas von einem biederherzigen Amtmann oder von einem Geheimrat. In Berlin würde ihn jeder für einen Einheimischen halten. Ein dänisches Fräulein Friederike Brun, die ihn genauer zu kennen vorgibt, meint, das Glück und die Weiber hätten ihn verzogen, er hätte geschwelgt, ohne zu genießen, genommen, ohne zu geben. Aber er hat unzweifelhaft sehr schöne Augen und eine sehr schöne Stirn.

Sicherlich ist er unbestreitbar ein netter alter Mann. Starke Skoliose des Gesichts mit Konkavität nach rechts ist festzustellen. Ein sehr sympathischer Herr im übrigen. Eine ewig klare Stirn und ewig klare Augen! Ein freundlicher Mund. Scheint kein Schwätzer zu sein! Runzeln, selbstverständlich, wie alte Leute sie eben zu haben pflegen. Die Arme schon ein wenig zitterig, sein aufrechter Gang etwas künstlich und steif. Bei aller Verbindlichkeit macht er doch den Eindruck großer Zurückhaltung. Wenn er sich unbeobachtet weiß, geht er sicherlich leicht gebückt, in seinem Garten etwa, im langen Hausrock, ein Schirmkappchen auf den weißen Haaren, und das mag das rührende Bild eines alten gepflegten Mannes abgeben.

„Ich habe so oft Künstlern gesessen. Man hat mich gemartert und geplagt, und von den vielen in der Welt kur-



ELDORADO
MOTZSTR. 15

WAS SIE WO ANDERS NICHT SEHEN
INTERNATIONALER BETRIEB
DAS INTERESSANTE LOKAL
EINTRITT FREI ! BIER · KAFFEE

Soeben



erscheint:

S. TRETJAKOW
Den Schi-Chua
Ein Chinese erzählt sein Leben
Bio-Interview

Ca. 520 Seiten. 1.-12. Tsd. Kartoniert 2.85. In Leinen 4.80

Was geht in China vor? Wie leben und denken diese 500 Millionen Menschen? Das Buch „Den Schi-Chua“ von Tretjakow — dem Autor von „Brülle China“ und „Feld-Herren“ — gibt zum ersten Male eine umfassende Antwort auf diese Fragen. Wir folgen einem jungen Chinesen aus Setschuan durch 23 Jahre seines Lebens. In der Atmosphäre angespannter Kämpfe wächst der junge Schi-Chua im ersten Viertel unseres Jahrhunderts auf. Wir nehmen mit ihm an den geheimen Versammlungen, den Aufständen und Feldzügen teil, die der Vater leitet. Schi-Chua geht nach dem Weltkriege nach Peking, um Literatur zu studieren, und schließt sich den revolutionären Studenten an. Tretjakow nennt das Buch ein „Bio-Interview“. Zwei Menschen haben daran gearbeitet: der junge Chinese Den Schi-Chua, der, wie Tretjakow sagt, „Freigebig die prächtigen Tiefen seines Gedächtnisses zur Verfügung stellte“ und der Dichter Tretjakow, der den Stoff gestaltete. In „Den Schi-Chua“ liegt ein in jeder Beziehung eigenartiges Buch vor, das dem europäischen Leser eine neue Welt erschließt und Einblick in die Hintergründe eines Geschehens gibt, das heute die ganze Menschheit in Erregung versetzt.

MALIK-VERLAG

sierenden Abbildungen sind die allerwenigsten mir zum Danke. Ich bin dadurch verdrießlich geworden . . .“

An den rund anderthalbhundert Bildnissen, die auf uns überkommen sind, ist bei bestem Willen nichts anderes als das Gesagte abzulesen. Es ist ein Musterkatalog von Talentlosigkeit oder, um im Stil dieser Zeilen zu bleiben, von Objektivität. Hätte Goethe wirklich nur so ausgesehen, wie all diese Stümper ihn verewigten, dann wäre er ohne Kenntnis seines Werkes weder seinen Zeitgenossen noch uns Nachgeborenen als Privatperson besonders aufgefallen. Aber wenn man erst einmal weiß, daß einer ein Genie ist, dann sieht er auch so aus!

Mein Lebenslauf Von Roda Roda

Geboren auf Puszta Zdenci, Slavonien, 13. April 1872. Vater: Gutsdirektor. Oesterreichische Gymnasien. Zwei Jahre auf dem Balkan verbummelt. Mit neunzehn Soldat, elf Jahre. Zwei Jahre ausgeruht in Bosnien, Dalmatien, Spanien — wenn man das Ausruhen nennen kann. 1904 bis 1906 in Wien, Pommern, Berlin. Elisabeth Leuckfeld von Weysen geheiratet, zuerst in freier Ehe, dann in aller Form. Bin sehr zufrieden, äußerst nette Frau. Wir haben zwei Kinder: Harro Freiherr v. Zeppelin (aus ihrer ersten Ehe), einen besonnenen Ingenieur, und Dana Roda Roda, aggressive Juristin. — 1906 bis 1912 lebten wir in München. Im Balkankrieg war ich Berichterstatter — in Konstantinopel und Athen. Weltkrieg desgleichen in Rußland, der Bulgarei, in Montenegro, Italien. Nach dem Krieg: Böhmen, Tirol, München. 1923 Amerika. 1926 bis 1929 Paris, dazwischen Finnland, seither Berlin. — Sehr viel Vorträge gehalten, tausende von Anekdoten geschrieben, vierzig Bücher, zehn Stücke, sechs Filme. — Ich glaube, die deutsche Anekdote umgestaltet zu haben, indem



Leonore Gräfin Stenbock

ich aus dem früher üblichen Dialog unbekannter Menschen die Epik persönlichen Erlebens machte. Heute treffen das schon alle — ich bin entbehrlich. Fühle mich aber auch so ganz wohl. Seit 1930 habe ich silberne Manschettenknöpfe. — Sonst hat sich in meinem Leben nichts Nennenswertes ereignet.

Die Mitarbeiter dieses Heftes: Aldo Dami, Publizist, Paris, Mitarbeiter der Zeitschrift „Plans“, in der unser Aufsatz, erweitert um eine Betrachtung der deutschen Verhältnisse, zuerst erschien. — Emmanuel Berl, Essayist, Paris, Mitarbeiter der Nouvelle Revue Française, in deren Verlag sein Buch „Le Bourgeois et l'amour“ erscheint. — Maximo José Kahn, Essayist, Toledo. — Jean Assas, Lyriker, Paris. — Léon-Paul Fargue, Lyriker, Paris. — Dr. phil. Paul Frischauer, Romanschriftsteller, Wien. — Franz von Spaun, Zeitgenosse Goethes, zu dessen Lebzeiten er die „Protestation gegen die Staëlsche Apotheose des Goethischen Faustus“ veröffentlichte. — Dr. phil. Albert Ehrenstein, Lyriker, Berlin. — Rochus Ape, Pseudonym eines politischen Schriftstellers, Berlin. — Toddy, Pseudonym eines deutschen Landstreichers und Lyrikers. — Franz Pühringer, Lyriker, Linz a. d. Donau.

Der Titelzeichner des Februarheftes heißt Siegfried Sebba, nicht Friedrich. — Der Inland-Auflage dieses Heftes liegen Doppelpostkarten der Firma Keyser & Seibert, Rosdorf, bei, der Gesamtauflage ein Prospekt der Firma M. H. Wilkens & Söhne, Silberwaren, Hemelingen.

NEUERSCHEINUNGEN

Der Roman der Berliner Gesellschaft

GABRIELE TERGIT

Käsebier erobert den Kurfürstendamm

Roman · 5. Tausend · Kartoniert RM 4.20 · Leinenband RM 6.—

Berliner Tageblatt: „Lest es, lest es! Es ist etwas ganz Großes darin: daß es uns lachen macht oder wenigstens lächeln. Es ist voll von melancholischem Humor. Ach, das ist wahrhaftig selten, daß man das findet: Lachen im Elend des Zu-Grunde-Gehens. Es ist das Buch des Winters 1931/32.“ *Rudolf Olden*

National-Zeitung, Basel: „Dieser Roman hat nicht nur Atmosphäre; er schildert nicht nur die ganz besondere, einmalige Luft einer Stadt. Er ist auch ein getreues Abbild seiner Zeit: der Zeit, in der alle Werte wanken, alle feststehenden Begriffe mit dem ganzen Bau der Gesellschaft umgestülpt werden... Das ist eine Leistung!“

Der Roman der Londoner Gesellschaft

MAURICE BARING

Daphne Adeane

*Roman · 4. Tausend · Deutsch von Lotte Sternbach-Gärtner
Kartoniert RM 6.— · Leinenband RM 7.50*

Rom Landau in der B. Z. am Mittag: „Ein Roman, der an literarischer Reife und menschlicher Wärme fast die ganze moderne Literatur überflügelt... Es ist eines der zartesten, erregendsten und geheimnisvollsten Bücher seit Maupassant und der ‚Madame Bovary‘. Die Geschichte der herrlichen Frau eines Unterstaatssekretärs, die Rolle, die eine unbekannte tote Rivalin spielt und das gesellschaftliche Vielerlei des Buches werden fast bedeutungslos, vergleicht man sie mit dem Zauber der gesamten Atmosphäre und der wunderbaren Menschen, die durch das Buch wandern.“

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Kollektiv und Geldgeber

Unentwegte Dunkelmänner sind in Berlin an der Arbeit, dem ehrlichen Namen „Kollektiv“ Unehre zu bereiten. Geburt des Kollektivs aus dem Geiste der Schnorrerei! Da ist irgendein Schreiber, der ein ganz schlechtes Stück, aber nicht einen Pfennig Geld hat. Da ist irgendein Ausländer, der Geld hat, aber ein ganz schlechter Schauspieler ist. Beide wollen sich an den Plakatsäulen Berlins großgedruckt sehen. Nichts leichter als das. Ein Dutzend Schauspieler ist schnell für eine „Uraufführung“ gefunden. Sie kümmern sich nicht darum, ob das Stück gut oder schlecht ist. Nur gesehen werden, nur gesehen werden! Und schon stehen zwölf Unterschriften auf einem Kollektivvertrag. Mit andern Worten: von Geld wollen die Schauspieler gar nichts wissen.

Wer aber spielt die Hauptrolle im Stück? Der Geldgeber! Autor und Geldgeber arbeiten Hand in Hand. Da der Geldgeber nicht richtig Deutsch kann, wird seine Rolle umgeschrieben. Da er aber auch kein Schauspieler ist, muß der Regisseur eingeweiht werden. Und zu Autor und Geldgeber gesellt sich der Herr Regisseur. Ein Dreibund gegen ein Dutzend Schauspieler.

Aber nicht allzulange kann auf den Proben der wahre Sachverhalt vertuscht werden. Die Schauspieler weigern sich endlich, mit dem Darsteller der Hauptrolle zusammenzuspielen.

„Aber das ist doch unser Finanzmann, meine Herrschaften!“

„Wir spielen nicht mit einem Dilettanten!“

Aber der Dreibund ist gerissener. Er schmiedet einen Plan, auf den das Kollektiv hineinfällt. Ein Krach wird inszeniert. Regisseur und Autor fallen über den Geldgeber her. Der Geldgeber verläßt die Probe. Ein Ersatz für die Hauptrolle ist am andern Tage da. Und acht Tage lang herrscht ruhige Probenarbeit. Am Tage vor der Ge-

neralprobe muß die Pacht für das Theater bezahlt werden. Der Geldgeber erscheint. Stellt die Bedingung zu spielen. Da sich die Schauspieler natürlich um das Geschäftliche nicht gekümmert, auch keinen Einblick in den Vertrag zwischen Autor und Geldgeber genommen haben, sind sie wie vor den Kopf gestoßen. Es ist dem Autor ein Leichtes, sie mit gut bedachten Worten umzustimmen. Welcher Schauspieler könnte dem widerstehen: „Und dann, meine Herrschaften, müssen Sie doch froh sein, wenn Sie zur Zeit überhaupt wieder mal in Berlin spielen können!“

Kaum ein leiser Protest wird gehört. Rein zur Beruhigung wird vom Regisseur versprochen, zur Generalprobe werde eine Kommission erscheinen, die ihr Gutachten über den Träger der Hauptrolle abgeben soll. Der Geldgeber versichert, sich diesem Urteilsspruch fügen zu wollen. Natürlich ist zur Generalprobe keine Kommission da. Aber jeder hat anscheinend so mit sich selbst zu tun, daß es gar nicht mehr wichtig genommen wird. Die Aufführung muß ja vor allen Dingen raus. Ja, soweit hat der Autor seine Schauspieler rumgekriegt. Sie sehen das schlechte Stück nicht und kaum noch die schlechte Aufführung. Jetzt wollen sie nur noch unbedingt spielen. „Es wird schon gehen!“

Ja, es ging. Ging? Es fuhr förmlich mit vollen Segeln in den Verriß. Auch nicht ein gutes Haar blieb an dem Autor. Nicht eins an dem Geldgeber. Vielleicht gerade noch eins an dem Regisseur. Und die Schauspieler? Sie hatten wenigstens einmal wieder gespielt. Aber man zahlte ihnen nicht mal ihr ausgelegtes Fahrgeld zurück! Man vertröstete auf eine Reihe von Wiederholungen. Ein Theater würde das Stück übernehmen.

Es war einmal ein Kollektiv...

Walter Tappe

Neues von Sieburg. Zwei dünne schmale Bändchen, das erste von neunzig, das zweite von hundert Seiten, *Frankreichs rote Kinder* und *Vendée* (Societäts-Verlag, Frankfurt a. Main), jedes einen Versuch enthaltend, in dem Historie, Schilderung und poetische Erhebung sich zu einer schönen Einheit schließen, zu einer Einheit, auf die vielleicht am ehesten die von den Franzosen geprägte, aber heute nicht mehr sehr gebräuchliche Gattungsbezeichnung *discours* paßt, zwei schmale Bändchen nur, und trotzdem zum Schönsten und Erfreulichsten gehörend, was man in diesem Winter zu lesen bekam. Denn keine dieser beiden poetischen Abhandlungen dient den lauten Zwecken des Tages, dem platten Nutzen der Stunde, den gewiß berechtigten, aber durchweg einseitig und machiavellistisch verfochtenen Interessen unserer im Kampf, den sie gegeneinander führen, mehr und mehr verdummenden Gruppen. In ihnen spricht sich vielmehr eine Gesinnung aus, die, ob sie auch immer seltener und von den Neunmal-klugen gar belächelt wird, nichts von ihrem Wert verloren hat: die Gesinnung der Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und Großherzigkeit. Und diese Gesinnung ist nicht so zeitfremd, wie man glauben sollte. Denn ein gerechtes Urteil, mag es auch, hundert Jahre nach der endgültigen Ausrottung der Indianer (einem Verbrechen, an dem, unter den auf amerikanischem Boden kämpfenden abendländischen Nationen, allein Frankreich keine Schuld trifft — daher die Bezeichnung „Frankreichs rote Kinder“), vor der vollendeten Tatsache ohnmächtig sein, hat dennoch beispielhaften Wert: denn Gerechtigkeit und Menschlichkeit verstehen sich leider nicht von selbst, und es tut immer not, heute mehr denn je, zu erfahren, wie die Unternehmungen der Menschen beschaffen sein und wie sie es *nicht* sein sollten. Und wenn der Akt der Gerechtigkeit, den Sieburg Frankreichs roten Kindern gegenüber vollzieht, indirekt geeignet ist, unsere Augen und unser Herz heute dem Schicksal der Chinesen zu öffnen, die morgen vielleicht schon Rußlands gelbe Kinder sein werden, so kann uns andererseits das großherzige Verständnis, mit dem er, in dem zweiten, „Vendée“ betitelten Bändchen, den Kampf der aufständischen Bauern gegen die französische Revolution schildert, ein Beispiel und eine Anweisung sein, auch die menschliche Größe des Gegners zu ehren, wo sie vorhanden ist.

Bernard Guillemin

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

(Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.)

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

Neuerscheinungen:

D. H. Lawrence: „The Man who died“ and other Stories

P. G. Wodehouse: „Big Money“

E. M. Delafield: „Challenge to Clarissa“

Lorna Rea: „Rachel Moon“

Lorna Rea: „The Happy Prisoner“

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG

Zurück zur Kindheit — flüstert es aus vielen Büchern dieses Jahres. Sucht die Ratlosigkeit dieser Zeit im süßen schauernden Dämmer der Kindheit Zuflucht? Fast möchte man es glauben. Aber wenn *Waldemar Bonsels* die *Tage der Kindheit* (Ullstein Verlag) erzählt, treibt ihn nicht allein Erinnerung an Gelebtes und seine Erneuerung, sondern er möchte den Kindern auch helfen, damit sie nie wieder von den Erwachsenen unter dem Vorwand der Erziehung innerlich verkrüppelt würden. Er selber hat von seinen Aufzeichnungen gesagt, sie seien ein „Rachefeldzug gegen Onkel, Tanten, Lehrer, Erzieher, die am Tor der Freiheit gestanden haben.“ Bonsels klagt nicht an, er läßt lachen über die Dummdreistigkeit, die Heuchelei, die Gedankenlosigkeit, die sich dem Leben des Kindes entgegenstellen, und er zeigt mit einem befreienden Witz, wie sich das Kind doch dagegen durchsetzt, wie es in seinem Lebensmut nicht unterzukriegen ist. Bonsels mildert nicht, er idealisiert nicht das Kind, er offenbart das Grausame in dessen Wesensart, aber er erklärt diese Grausamkeit mit dem bitteren, leidenserfahrenen Satz: „Wir verhielten uns kaum anders als unsere Lehrer und Erzieher, deren Beispiel uns anregte.“ Das also war (hoffen wir, daß diese Zeit endgültig vorüber ist) das Ergebnis der Erziehung: Anregung zur Grausamkeit. Die Bilder und Gestalten dieser Kinderjahre stehen wie ein Blumenstrauß vor ihm, sagt Bonsels einmal. Es sind ihm die Disteln nicht erspart geblieben. Er wurde von ihnen gestochen wie jedes Kind mit Eigenart und Selbständigkeit. Er hat es nicht vergessen. Diese Schädlinge der Kinderseele peitscht er heute mit Disteln aus dem Kinderland. Dichterisch am schönsten in diesem lebendigen aufrüttelnden Buch ist die Geschichte seiner Knabenliebe zu einem kleinen Judenmädchen, das ihn ansah „mit Augen, so alt wie die Welt“. — Weht in Bonsels Buch die frische, etwas salzhaltige Luft einer nordischen Hafenstadt, so mischt sich in *Richard Billingers* Erinnerung seiner Dorfkindheit *Die Asche des Fegefeuers* (Verlag Georg Müller, München) die stickige Dumpfheit uralter Bauernstuben mit dem freien Atem sonnenüberglänzter Landschaft. Billinger hungert schon als Bub nach geheimnisvollen Geschehnissen, sein ganzes Kindheitserleben ist ein einziger Weg in das Land des Schauers. Er kostet, um in seiner Sprache zu reden, mehr als einen „Schluck von dem hinter der Tür des Geheimnisses ruhenden Becher des Allmächtigen“. Billingers Sprache ist kräftig und würzig, aber sie betrinkt sich förmlich mit Wohllauten, sie wuchert wild durcheinander. Ein merkwürdiges, ein erschreckendes Buch. Die in ihm den „Segen der Erde“ gefunden haben wollen, sind für Stadt und Natur gleicherweise verlorene Intellektuelle. In Wahrheit offenbart in dieser Dorfkindheit das Bauerntum ein finsternes, zerquältes, seltsam irrlichterndes Antlitz — das Antlitz eines fremden fernen Jahrhunderts. Erschüttert fragt man sich: Wann ist das Bauerntum in Mitteleuropa aus der Gemeinschaft des Volkes gekommen? Wie durfte das geschehen?
Oskar Maurus Fontana

Daß der Montparnasse für reisende Bürger literarisch entdeckt und zubereitet werden würde, war ja vorauszusehen. Aber glücklicherweise ist der Roman *Die von Montparnasse* von Michel Georges-Michel (Paul Neff Verlag, Berlin) nicht der verlogensentimentale Kitsch Murgers und für Opern-, Operetten- und Filmtexte durchaus ungeeignet. Schon deshalb, weil seine Figuren — Picasso, Modigliani, Foujita, Hélène Perdriat, Man Ray, Soutine, Bakst usw. — wirklich „aus dem Leben“ geholt sind, in dem sie schon Starrollen spielen, und es nicht rentabel wäre, sie zu Klischees verflachen zu wollen; bis zu dem Publikum, das Filmverleiher und Librettisten visieren, ist doch glücklicherweise ihr Ruhm noch nicht gedungen. Aber das Buch ist für Montparnassiens und solche, die es verspätet werden möchten, sehr amüsan, auch durch die vielen beigegebenen Zeichnungen der „Helden“ — und läßt es bedauern, daß einem solche „echte“ Milieus aus Büchern erst bekannt werden, wenn sie schon aufhören echt und anfangen kostspielig zu sein. Kaum dürfte es noch irgendwo in der Welt einen Ort geben wie Montmartre und Montparnasse in ihren guten fremdenlosen Zeiten. Vielleicht deshalb, weil der „Künstler“ nur mehr in der Vorstellung von Kleinbürgern existiert.
K. Schrecker

Französische Menschen. Das Anziehende, Wertvolle dieses Portrat-Albums von *Hermann Wendel* (Ernst Rowohlt Verlag) liegt darin, daß sich der Autor — in wie erquicklichem Gegensatz zu den Analysen- und Antithesen-Schwitzern, die sonst solche Bücher schreiben! — auf den Bericht beschränkt. Seine Darstellungen sind auf so weltläufige und geistige Art gegenständlich, daß sie manchmal wie der leicht abgeschöpfte Schaum persönlicher Erinnerung wirken. So entsteht der umgekehrte Eindruck wie bei den meisten populärgeschichtlichen Werken von heute: man hat das Gefühl, der Verfasser wisse von allem viel mehr als er erzählt, aber er habe keine Zeit, sich dabei aufzuhalten. Dieses unterirdische Mehr gibt seinem Buch auch formal einen Duft von Franzosentum. —*uh.*

Goethe-Bücher 1932. Eine kleine Freude ist der schmale, schön gedruckte *Goethe-Kalender* auf das Jahr 1932, herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum (Ernst Beutler) in der Dietrichschen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig. Das Buch bringt eine Reihe kleiner Eröffnungen aus dem Umkreis Goethes, in die man sich gern vertieft, um mit dieser Gesellschaft intim zu werden; einer Gesellschaft, die unbedingt sympathisch ist, weil sie ihre Menschlichkeiten schon läßt. Hübsche Bilder und aufregende Berichte über Goethes letzte Tage. — Eine Goethe-Biographie in 444 wechselvollen Bildern, *Goethe — Ein Bilderbuch*, erläutert von Rudolf Payer-Thurn, erschien bei Günther Schulz in Leipzig und ergänzt jede Biographie, wenn sie nicht gar manche ersetzt. — Hundert Bildnisse Goethes sammelt Hans Wahl in einem schönen Buch *Goethe im Bildnis* (Insel-Verlag, Leipzig). Die Betrachtung dieser Gemälde, Büsten, Zeichnungen, Stiche ist um so interessanter, als man bei wechselndem Ausdruck dieses ewigen Gesichts zuguterletzt nicht mehr weiß, wie es in Wirklichkeit aussah; und so bleibt ein kleines Geheimnis zurück, das uns zwingt, nochmal und wieder die Bilder zu betrachten. — Die drei Bücher empfehlen sich, weil sie *nicht* zur „Wissenschaft des Nicht-Wissenswerten“ gehören. —*tt—*

UdSSR

Wer sich ein eigenes Urteil bilden will über die Sowjetunion — das einzige Land ohne Arbeitslose, ohne Wirtschafts- und Kulturkrise — liest nicht nur Werke über die Sowjetunion, sondern orientiert sich durch die Sowjetschriftsteller selbst. Gelegenheit hierzu bieten u. a. unsere

ROMANE DES NEUEN RUSSLAND

Namen wie GLADKOW, SCHOLOCHOW, PANFEROW und andere zählen zu unseren Autoren

Verlangen Sie illustrierte Prospekte

**VERLAG FÜR LITERATUR
UND POLITIK
WIEN-BERLIN**

4 Mark 50
„1000 Worte“
ganz egal von
welcher Sorte!

Der Preis der „1000 Worte“ ist um 10% herabgesetzt: 1000 Worte Englisch, Spanisch, Italienisch und Französisch, überall zu haben.

VERLAG ULLSTEIN

Panflavin Zum Schutz gegen
PASTILLEN **Halsentzündung** 

Eine Deutsche Geschichte. Der Nachfahre, der geschichtliche Zusammenhänge beschreibt, ist von der heißen Sehnsucht erfüllt, Zensuren auszuteilen, Zusammenhänge richtigzustellen und an historischen Beispielen der Welt den Sinn geben, den er für wesentlich hält. Die meisten Geschichtsschreiber bestreiten das milde lächelnd. *Wolfgang Goetz* hat den Mut, zuzugeben, daß er subjektiv Geschichte schreibt, verehrend und zürnend. Goetz bringt eine große Eignung für seine Aufgabe mit: er ist nicht glücklich in seiner Zeit, im Formalen und Gedanklichen fühlt er sich vom 19. Jahrhundert besser betreut, und — ein echter Deutscher in dieser Zerrissenheit — durchsucht er das Vergangene nach Gründen für Mißerfolg und Irrtum. Er schildert Macht und Leistung, Ziele und Hoffnungen, und steht dabei immer unter dem Gedanken: wozu hat das alles geführt? Warum mußte grade an dieser Stelle ein so entscheidender Fehler gemacht werden? Außerordentlich eindrucksvoll ist zum Beispiel seine Schilderung von der Zerstörung der deutsch-französischen Beziehungen, die bereits in der Zeit des Staufenkaisers Friedrichs II. erfolgt ist. Dabei hat Goetz kein verstimmt oder gar hoffnungsloses Buch geschaffen. Er berauscht sich oft an der Vergangenheit, aber nicht mit dem oberlehrerhaften Ton, der nur das Vergangene gelten läßt. Mit heiligem Ernst gibt er die Tragödie eines Volkes, dem so gut wie alle geschichtlichen Glücksfälle zum Unglück wurden. Er vermeidet alles, was die Geschichte als Zahlensammlung erscheinen lassen könnte, gibt vielmehr Zusammenhänge. Seine Kombinationen wirken logisch und ehrlich, und ein reaktionäres Buch hatte man vom Autor des Gneisenau nicht erwartet. Daß dieses Werk im Jahre 1931 erscheint (Ullstein-Verlag), ist kein Zufall. Mit Freude und Inbrunst schildert Goetz alle freiheitlichen Regungen durch den Lauf der Jahrhunderte. Aber so sehr der deutsche Gedanke sich konsequent offenbarte, die jeweilige Entwicklung aufnahm — so sehr gab es unausgesetzt Interessen, die ihn von entscheidender Tat zurückhielten. Diese dunklen Interessen, auch heute wieder in aller Furchtbarkeit spürbar, haben dieses Buch heraufbeschworen. Es ist eine Warnung und ein Protest, ein Heldenlied und eine Resignation. Aber durch diese Resignation dringt ein mutiger Wille zum Neuen.

Hans Rothe

Dem Kritiker und Kämpfer Felix Hollaender ist in der Sammlung seiner Kritiken *Lebendiges Theater* (S. Fischer Verlag, Berlin) ein Denkmal gesetzt, das den streitenden Fanatismus, das leidenschaftliche Temperament eines der vitalsten Theatermenschen unserer Zeit lebendig erhalten wird. Die Auswahl, die aus Hollaenders unzähligen Theaterkritiken getroffen wurde, ist eine außerordentlich glückliche, denn sie enthält auch solche Referate, aus denen des Beurteilenden gewandelte Einstellung (zu Werk oder Schauspielern) nicht nur hervorgeht, sondern in denen der Verfasser sich offen zu früheren Irrtümern bekennt. Mit Hollaender dürfte solch kritische Haltung so gut wie ausgestorben sein. Im Falle Zuckmayer z. B. ist die anfangs negative, von Werk zu Werk ins Positive wachsende Einstellung des Kritikers mit tiefer Bewunderung und Freude nachzulesen. Die Würdigung Georg Kaisers muß dem besten und klarsten zugezählt werden, was über diesen Autor ans Licht der Öffentlichkeit gelangte. Bei der Zusammenschau über diese kritische Lebensleistung ist es gleichgültig, ob da oder dort über dies oder jenes ein hartes, manchmal überscharfes Wort fällt: denn in jedem Augenblick redet ein dem Theater lebenslänglich Verfallener, einer, der alles, was Theater heißt, mit einer Besessenheit liebt, die für ihn letzter Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen ist. Diese Liebe hat aber niemals Hollaenders prüfenden Verstand eingeschláfert: sie ist nur die Basis aller seiner kritischen Waffengänge, sie erfüllt ihn bis in die Fingerspitzen und ist auch dort spürbar, wo er im Kampf um die zu entschwinden drohende Geliebte streiten und hassen muß. Der Band enthält nicht nur Aufschlußreiches über die (karge) Entwicklung des deutschen und internationalen Theaterstücks, sondern er stellt auch ein fesselndes Kapitel miterlebter Theaterhistorie dar und damit einen wichtigen Abschnitt aus der jüngsten Geschichte Berlins. Darum verdient er vollkommen die ihm beigegebene Bezeichnung einer „Berliner Dramaturgie“.

Franz Horch

Die Japaner werden sich freuen! Neuere Bücher über japanische Dinge — und was könnte wohl japanischer sein als das Kabuki-Theater? — sind in Japan so dünn gesät, daß auch der transsibirische Theaterliebhaber dem Herausgeber und den Verfassern des wertvollen Werks *Japanisches Theater* von *Glaser-Rumpf-Perzynski* (Würfel-Verlag, Berlin) Dank wissen wird. Die eigenartige, einzigartige Kunst des Kabuki, die von Kennern als die höchste Theaterkunst überhaupt gerühmt wird, findet in Fritz Rumpf, dem Potsdamiten mit der japanischen Seele, einen Historiker von gradezu überwältigendem Wissen. Historie und Anekdote flechten dem Kabuki-Mimen den Kranz der Unsterblichkeit. Jedoch, daß Nakamura Fukusuke — den von Tokio meine ich —, heute Japans bester und schönster Frauendarsteller, nicht einmal dem Namen nach genannt wird, das verzeiht dem Verfasser keiner, der Fukusuke spielen oder tanzen gesehen hat. Aber das sind im Grunde alles kleine bis kleinliche Einwände, die zurücktreten vor dem Gefühl des Dankes für die einfühlbarste und bestunterrichtende Geschichte der japanischen Schauspielkunst. Notwendig und nützlich Prof. Curt Glasers Versuch, eine Einführung in den Stil des Kabuki zu geben; nur leider zu knapp, um zu genügen. Man lese zur Komplettierung Kellers köstlichen „Spaziergang in Japan“ zum siebentenmal. Gut gewähltes Bildmaterial rundet die erfreuliche Publikation des Würfel-Verlags ab, der bestrebt ist, seinen Teil zur Vermittlung japanischen Kulturguts zu leisten. *W. K. v. Nohara*

Zauber von Paris gebrochen durch die Unseligkeit Berlins. Das ist die thematische Formel des Romans *Paris über mir* von *Peter Mendelssohn* (Philipp Reclam jun., Leipzig). Resultat: ein imaginärer Wert? Sichere, zart bewegte Struktur von Paris, durchscheinend von den Straßennamen mit ihrem legendären Klang bis in den seit je sinnvollen Plan der Mahlzeiten hinein und Hysterie, Fieber von Berlin, Hineinhorchen in das, was da kommt, drohend mit den Zeichen der Geburt, des Geschehens; aber man fühlt, dies das ferne, weniger geliebte Berlin ist stärkere, zukünftigere Heimat. Zug und Gegenzug. Lebendig in dem jungen Paar Deutscher—Französin, die nach Berlin wollen, dem jungen Deutschen, der von Berlin flieht, gestellt in eine heftige Perspektive von Menschen aller Stufen und ihren sich berührenden Inselhandlungen, in der vom Film gelernten Ueberschneidungstechnik, die indessen André Gide in eine Meisterschaft des Romans gehoben hat. Ausgezeichnet erzählt. Die allzu kräftige Abenteuerergeschichte und die allzu schwächliche Thiba-Erzählung hätten weniger äußern und mehr inneren Raum vertragen. Aber das Ganze hat eine gelassene Lebendigkeit des Tons, eine dichterische Helligkeit im Blick auf Menschen und einen mühelos glänzend natürlichen klugen Dialog, die vor allem einen feinen kräftigen und aromatischen Roman hinstellen; und es ist mehr da, was auf Zukunft deutet, wenn dieser sehr begabte Peter Mendelssohn einmal imstande sein sollte, ganz Ernst zu machen. Sein Resultat sind Fragen. Wie: Aktualität und Dauer über das Leben hinaus, Unverbindlichkeit des Herzens und Verantwortlichkeit an aller Wirklichkeit, an Beruf, Ehe — zur Freiheit des Herzens. Da ist einer, der jung ist, ganz Unruhe der Zeit und seiner Jugend, und der nicht voreilig ist und sich erst einmal besinnen will.

Ernst Schwenk

KARL FEDERN

HAUPTMANN LATOUR ROMAN

Von drei Büchern ist noch die Rede. Von den drei erschütterndsten und besten. Man soll den Dwingen lesen, Alverdes, Beradt. Aber man muß den „Hauptmann Latour“, den „Tod in der Wüste“ und das „Sperrfeuer um Deutschland“ lesen. Die Literatur

2.85 RM VOLKSAUSGABE • GANZLEINEN

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G. M. B. H. HANNOVER

Neue Schallplatten

- „Du bist mein Traum“ aus „Lied der Liebe“ (J. Strauß-Korngold). Tauber mit Odeon-Orch. Odeon 4500. — Schmarrn hin, Kitsch her: Welcher deutsche Tenor atmet, singt, schmilzt und beherrscht allabendlich seine Partie wie Tauber!
- „Gegrüßt sei mir, o heil'ge Stätte“ aus „Faust“ (Gounod). Tenor: Gigli m. Orch. Dir. Goossens. Electrola D. B. 1538. — Selten vollendet und ins Herz gesungen. Beste Gigli-Aufnahme, Genußplatte!
- Spiegel-Arie aus „Hoffmanns Erzählungen“ (Offenbach). Bariton: Hans Reinmar m. Staatskapelle. Odeon 6600. — Prächtiges Material, geistige Potenz, gefühlte Gestaltung.
- „Herr Kavalier“, Finale II. Akt aus „Rosenkavalier“ (R. Strauß). Baß: Alexander Kipnis, Sopran: Else Ruziczka m. Orch. Staatskapelle. Electrola D. B. 1543. — Nobel und geschmackvoll dargebotene Quintessenz der Oper.
- „Mal d'amore“ (Buzzi-Peccia). Tenor: Joseph Schmidt m. Orch. Ultraphon A 1040. — Kein vergötterter neapolitanischer Star wie man wettet, sondern schlicht: Joseph Schmidt!
- „Du bist die Frau, die ich ersehnt“, Walzerlied, und „Ich hab' dich lieb...“ Tenor: Herbert E. Groh m. Orch. Parlophon B. 48 116. — Es wäre zu wünschen, daß dieses strahlend jugendfrische Organ auf der Bühne hält, was es auf der Platte und im Rundfunk verspricht.
- „Komm herab o Madonna Teresa“ aus „Don Cesar“ (Dellinger). Tenor: Patzek m. Orch. Staatskapelle. — Uralter, brillant vorgetragener, hübsch instrumentierter Schlager.
- „O daß ich doch der Räuber wäre“ und „Ich bin der arme Jonathan“ (Millöcker). Tenor: Rosswaenge. Grammophon-Polyfar A 24418. — Unbeschwerte Heiterkeit sympathischer Spielopermelodik überträgt sich auf unverdorrene Zuhörer.
- Freischütz-Ouvertüre (C. M. v. Weber). Konzertgebouw-Orchester m. W. Mengelberg, Amsterdam. Columbia D. W. X. 1556. — Vollchlanke Bläser, höchst präzise arbeitendes, schön klingendes Orchester, la piano, schwebende Streicher.
- „La Boutique fantasque“ (Rossini-Respighi). Potpourri. Electrola E. H. 604. — Bezaubernde, pietätvoll modernisierte Musik; erfolgreiches Sujet für genialen Ballettmeister.
- Kinder-Symphonie (Haydn). Sinfonie-Orchester mit Felix Weingartner. Columbia D. W. X. 1552. — Zum Vergnügen kleiner und großer Kinder lebendig, herzlich eindringlich musiziert.
- Offenbach erzählt von Hoffmann. Neue Orchester-Suite. Columbia-Meister-Orchester. Columbia D. W. 3008. — Armer Offenbach! Aber keine noch so fanatische Zerstückelung, Uminstrumentierung oder Tempoverbiegung Jahrgang 32 kann deine Melodie umbringen.
- „Sjogasten“, gesungen von Hilmar Høriensabl. Begleitg.: H. Kristoffersen. Brunswick A S 8190. — Famose Sprechtechnik; mit langem Atem und großer Verve vorgeführte Humoreske auf Norwegisch.
- „Would you like to take a walk?“ aus „Sweet and low“. Hal Kemp Orchestra with Vocal Trio. Brunswick A 9043. — Treibender, weich federnder Trot mit amüsantem Lohengrin-Schluß.
- Musik der Welt — — Odeon 11 569. — Diese „Phono-Montage“ arbeitet heftiger als das alte Potpourri mit Ueberraschungseffekten.
- „Ich gehe nie mehr mit Matrosen“. Anna Sten und Ilja Livschakoff. Orch. Grammophon 24 382. — Die reizvolle Stimm- und Darstellungsbegabung sollte gesänglich wie phonetisch ernsthaft vervollkommen werden. Thurneiser

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 63, Kochstraße 22-26.

MASS-SALON
KaDeWe

KLEIDER
MÄNTEL
KOSTÜME
DELZE

Die bekannte Stauden-Großgärtnerei Kayser & Seibert, Roßdorf bei Darmstadt versendet einen 160 Seiten starken, mit über 70 bunten und schwarzen prachtvollen Abbildungen ausgestatteten Katalog, der für jeden Gartenbesitzer einen geradezu unentbehrlichen Führer durch das Reich der winterharten Zierpflanzen darstellt. Sie finden darin eine Riesenauswahl von winterharten Blütenstauden für Schnitzzwecke, zur Bepflanzung von Rabatten, Trockenmauern, Steingärten, Teichen und Wasserläufen. Ferner bodenbedeckende Pflanzen, Zwiebel- und Knollengewächse, winterharte Kakteen und Seerosen, Zwerg-Sträucher und -Koniferen, sowie Zier- und Decksträucher aller Art, Nadelhölzer, Heckenpflanzen, Schlinger und Rosen, kurzum alles, was zur Ausgestaltung eines Gartens nur benötigt wird. Besonders bemerkenswert ist noch, daß alle Pflanzenarten ganz genau beschrieben sind, auch fehlt die Angabe über Blütezeit, Höhe sowie über Licht- und Bodenansprüche nicht, so daß es jedem Laien möglich ist, seine Auswahl richtig zu treffen. Der Zeit entsprechend, sind die Pflanzenpreise ganz bedeutend herabgesetzt. Versand erfolgt nach allen Ländern.

Die weltbekannte, mit der Besteckherstellung seit 1810 vertraute Silberwarenfabrik von M. H. Wilkens & Söhne A.-G., Hemelingen bei Bremen, hat Besteckmuster geschaffen, welche Schönheit und Sachlichkeit miteinander verbinden. Die unserem Märzheft beigelegte Abbildung zeigt zwei solcher neuzeitlicher Muster.

Bô Yin Râ

hat ein Erkenntnisgut vermittelt, das nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist. Vielen Tausenden bedeutet das, was seine Bücher ihnen gaben, eine Lebenswende aus der Nacht zum Licht. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung, Basel und Leipzig.

Die **DAME** *nur noch* **1.20**

*Großes Frühjahrsmoden-Heft
mit den neuesten Modeschöpfungen erschienen!*

DER
PROPYLÄEN
GOETHE
IST JETZT VOLLENDET!

Mit dem 45. Band, der soeben erschienen ist, schließt der Propyläen-Verlag ein Werk, das würdig zu Ende zu führen er immer als sein nobile officium empfunden hat. Er darf wohl mit einem Gefühl der Genugtuung auf die lange Reihe der hohen, feierlichen Bände weisen, deren letzter die gleiche Stufe der Buchkultur zeigt wie der erste, obgleich zwischen beiden Krieg und Nachkrieg mit allen Nöten liegt.

Jeder wahre Goethefreund, der sich die allerdings große Ausgabe irgend leisten kann, wird den Propyläen-Goethe aufstellen. Er

*ist der einzige, der, chronologisch aufgebaut,
in diese Anordnung nicht nur die dichterischen
und wissenschaftlichen Werke, sondern
auch die Äußerungen des Privatlebens, Briefe
und Tagebücher, einbezieht. Der soeben er-
schienene Schlußband enthält in seinen Re-
gistern den Schlüssel zu dieser Anordnung
und ist deshalb für den praktischen Gebrauch
des Werkes unerläßlich.*

*Der Propyläen-Goethe ist kein Goethe für
jedermann, aber er ist der Goethe für alle
Kenner, die den Menschen und den Dichter
in seiner Einheit erleben wollen!*

*Jeder Band des „Propyläen-Goethe“ kostet in
Ganzleinen 10 M 80, in Halbleder 14 M 40
(Gesamtpreis 487 M 20 und 649 M 60). Prospekte
und Nachweis solcher Buchhandlungen die auch
Ratenzahlung gestatten vom*

Propyläen Verlag Berlin SW 68

PANDORA
GOETHE
IN
20
BÄNDEN

Herausgegeben von Paul Wiegler und Curt
Noch nach einem Gesamtplan von Georg
Witkowski. Mit einem Vorspruch von Ger-
hart Hauptmann und Einleitungen von
bekannten Dichtern. Preis der 20 Bände
in Halbleinen 45 M., in Halbleder 63 M.

VERLAG ULLSTEIN

Gedruckt im Ullsteinhaus, Berlin